

Zürcher Studierendenzeitung

Die Blockaden der Unis

Wie die Hochschulen mit pro-palästinensischem Aktivismus umgehen



Ungenügend

Was sich am Umgang der Uni mit sexueller Belästigung ändern soll

Konzentriert

Über die Mythen rund um Ritalin und ADHS

Aufbewahrt

Junge Menschen gründen ein Archiv für das feministische Streikhaus

Erfolgreich

Damien Hauser gelingt mit einem futuristischen Film der Durchbruch

News

3 Schluss mit Gebührenerhöhung
6000 Studierende demonstrieren

5 Unzureichend unterstützt
Uni spart beim Opferschutz

7 Pille davor
Der Ritalinkonsum steigt

8 Zwischen Stress und Müdigkeit
Studieren mit Long Covid

9 Swipen für ein neues Zuhause
App soll WG-Suche vereinfachen

10 Vortritt den Schweizer*innen
SVP lanciert Wohnungsinitiative

11 Ein unkonventionelles Archiv
Feministische Geschichte am Sihlquai

Fokus

14-17 Hochschulen seit dem 7.10.23
Geschehnisse der Reihe nach

18 Von Gaza nach Genf
Interview mit Studentin Kholoud

Kultur

21 Dampf ablassen
Ein Raum für kostbare Katharsis

22 Sitzstreik gegen Ehrgeiz
Die älteste Alternativliga der Schweiz

25 Aus Chaos wird Cartman
Junger Zürcher veröffentlicht Album

25 Harte Konkurrenz
Ein Einblick in den Marroniverkauf

26 Durchbruch mit KI-Kulissen
Damien Hausers neuester Film

27 Der Hügel ob Oberstrass
Eindrücke auf Monte Diggelmann

21 Impressum
12 Senf der Redaktion
23 Bildbox
23 Kolumne
27 Dirty Diary
27 Kulturelles in Kürze
28 Kreuzworträtsel
28 Ode an einen Ort

Editorial

Undurchsichtig – Der 7. Oktober 2023 ist ein Datum, das sich unweigerlich in unsere Köpfe eingebrannt hat. An jenem Tag tötete die Hamas über 1'200 überwiegend israelische Zivilist*innen und nahm 255 als Geiseln. Die Reaktion Israels zählt bis heute über 65'000 bestätigte palästinensische Todesopfer. Gaza liegt in Trümmern. Die Untersuchungskommission des UNO-Menschenrechtsrats spricht von einem Genozid.

Seitdem machen diverse Studierendenorganisationen auf die heutigen Verstrickungen der Schweizer Hochschulen im Nahostkonflikt mit Parolen wie «no tech for genocide» aufmerksam. Zumindest versuchen sie es: Veranstaltungen werden abgesagt, Protestierende verhaftet und die Gründe dafür verschleiert.

Damit die Ereignisse nicht in den Archiven der Uni und ETH Zürich verstauben – und auch nicht dem rechtskonservativen Narrativ gewisser Medien überlassen werden – haben es sich zwei Redaktor*innen der ZS zur Aufgabe gemacht, diese in einem Zeitstrahl aufzurollen. Wir wollen aufzeigen, wie die beiden Hochschulen die letzten zwei Jahre

mit pro-palästinischem Aktivismus umgegangen sind. Dafür haben wir mit studentischen Bewegungen und Organisationen gesprochen, Sitzungsprotokolle des VSUZH durchgekämmt und Zeitungsartikel abgeglichen.

Dabei wird ersichtlich, dass ein offener und sicherer Dialog schon lange vor dem Einsatz von Tränengas und Gummischrot erschwert wurde. Bürokratie wird als Vorwand verwendet, um unangenehme Themen aus dem Weg zu gehen. (S. 14-17)

Zudem hat einer unserer Autor*innen mit der palästinensischen Studentin Kholoud Dawoud gesprochen. Sie erzählt von ihrem Aufwachsen in Gaza-Stadt, ihren Fluchterfahrungen und dem Gefühl, in einem Land wie der Schweiz – zwischen Solidaritätsbewegungen und Waffenexporten – zu leben. (S. 18)

*Für die Redaktion,
Liv Robert, Lucie Reisinger und
Giorgio Dridi*



Hier zeichnet Noah Liechti für die ZS.



Im Widerstand gegen die Sparpolitik

Die Studiengebührenerhöhung ist angekündigt. Studierende wehren sich und gehen schweizweit auf die Strassen.

Enrico Zurbuchen (Text und Foto)

Wichtiges in Kürze

Strich durch die Sparrrechnung Verhandlungswahn – Nur wenige Wochen nach dem die ETH und die EPFL eine Studiengebührenerhöhung für Bildungsausländer*innen eingeführt haben, muss sie nun wieder für EU-Bürger*innen abgeschafft werden. Das neue Vertragspaket des Bundesrats verlangt nämlich einheitliche Gebühren für Schweizer*innen und Studierende aus der EU. Stark betroffen sind Hochschulen mit hohem ausländischen Studierendenanteil – allen voran die HSG und Uni Lugano. Der ETH und EPFL drohen Einbussen von über 23 Millionen Franken. Noch ist unklar, ob die Gebühren nun für alle erhöht werden, um das Defizit zu decken. Klar ist allerdings: Monatelanger Widerstand der Studierenden konnte den Entscheid nicht aufhalten – nur Brüssel kann dem Schweizer Sparplan in die Quere kommen. (man)

Kunstspielhaus ade?

Abschied – Wer bis anhin nicht wusste, dass beim Kunsthaus um die Ecke ein kleines Stück Stadtgeschichte versteckt war, wurde Anfangs November darauf aufmerksam gemacht. An der Hottingerstrasse 4 war 40 Jahre lang das Zuhause der Organisation «Pusch», die Umweltbildungskurse anbietet. Nun steht das Haus am Blockrand zum Verkauf, seine Zukunft ungewiss. Eine gemeinschaftliche Initiative sieht vor, den Raum durch Cluster-Nutzung wiederzubeleben, um das Erbe der Nachhaltigkeit und Kreativität weiterzugeben. Am 1. November fand eine eintägige Ausstellung im Haus statt. An der Fassade war ein grosser Banner zu sehen, das auf die Aktion aufmerksam machte. Inwieweit sich die Initiative durchsetzen kann, bleibt noch offen. (man)

Daten einbürgern!

Wolkenbruch – Die politische Wetterlage in den USA lässt sich nur als düster bezeichnen. Dass die Daten der Uni und des VSUZH über amerikanische Cloudserver laufen, erscheint zwei Initiativenstartern der Informatikkommission des VSUZH deshalb immer weniger sinnvoll. Ihre Vorlage sieht vor, dass beide Institutionen zu Schweizer oder europäischen Anbietern wechseln, um von Microsoft und Google unabhängig zu werden. Der Entwurf rät auch zu einem Wechsel von WhatsApp auf Alternativen wie Threema für die interne Kommunikation des VSUZH und unter Studierenden und Angestellten. Am 11. November wird der Vorschlag in der Kommission vorgestellt, diese entscheidet, ob er an den VSUZH-Rat weitergegeben wird, erfuhr die ZS. (man)

Am ersten Oktober treffen sich Studierende der Uni und ETH um 12:30 Uhr auf dem Helvetiaplatz, um gegen die geplanten Studiengebührenerhöhungen des Entlastungspakets 27 zu demonstrieren. «Wir stehen heute hier, entschlossen, zusammen, laut, weil wir für etwas stehen, das für die Schweiz unabdingbar ist. Eine Zukunft, die auf Wissen, Bildung, Chancengleichheit und Innovation beruht», verkündet Emma Hilgenstock, Vorstandsmitglied des Verband Schweizer Studierendenschaften (VSS), bei ihrer Ansprache. 1600 Leute haben sich auf dem Helvetiaplatz versammelt. Mit Parolen wie «Reiche Eltern für alle!» und «Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Bildung klagt!» wird durch die Strassen gezogen.

Schuldenprophylaxe

Julia Bogdan, Co-Präsidentin des Verbands der Schweizer Studierendenschaften, sieht in der vorgeschlagenen Erhöhung der Studiengebühren einen «Angriff auf die Chancengleichheit». Nicht alle hätten die finanziellen Mittel, um höhere Gebühren stemmen zu können: «Viele arbeiten schon, haben jetzt schon Stipendien und kommen jetzt schon jeden Monat an ihre Grenzen.» Das Entlastungspaket 27 soll grosse De-

dann noch die verfassungsrechtlichen Vorgaben der Schuldenbremse einzuhalten, sieht der Bundesrat Gegenmassnahmen für notwendig. Die Mitglieder der Students for Palestine und der Revolutionären Kommunistischen Partei machen auf der Demo darauf aufmerksam, welche Bereiche auch von den Sparmassnahmen betroffen sind.

Studierende zeigen Präsenz

Der «rechte Bundesrat» kürze bei Klimaschutz, der Kinderbetreuung, der Energiewende, den Löhnen und Renten. Gleichzeitig würden Milliarden für Panzer, Kampffjets und israelische Drohnen verschwendet. Auch bei der Forschung soll gespart werden: Das Budget des Schweizerischen Nationalfonds soll im Jahr 2027 um zehn und im Jahr 2028 um elf Prozent gekürzt werden. Der Verband des Personals öffentlicher Dienste (VDOP) ist bei der Demo auch sichtbar.

Jonas Keller, Regionalsekretär für Lehrberufe des VDOP sagt dazu: «Die Kürzungen an Projektgeldern wären verheerend für die Nachwuchswissenschaftler*innen, weil diese dadurch die Möglichkeit verlieren, ihre Doktorarbeiten zu schreiben oder eine Professur anzustreben.» Am Ende der Demonstrationen

in Zürich, Basel, Freiburg, Lugano, Lausanne, Genf und Neuenburg ist es für viele noch nicht getan. Über 3000 Menschen ziehen weiter auf den Bundesplatz in Bern. Dort wird die Petition «Studieren muss bezahlbar bleiben – jetzt» mit 37'361 gesammelten Unterschriften an den Bundesrat überreicht. Sie wurde vom VSS initiiert. Hilgenstock sieht die Demonstrationen als vollen Erfolg: «Es war eine enorme Koordinationsarbeit auf nationaler Ebene notwendig, um so zahlreiche Studierendenverbände zu mobi-

Hilgenstock. Die nervenaufreibende Medienarbeit habe sich folglich ausgezahlt. «In der gesamten Schweiz wurde über die Aktion berichtet, weshalb wir zuversichtlich sind, dass der National- und Ständerat die Bedeutung von Bildung in der Schweiz erkennen und die Einsparungen nochmals diskutieren werden.» Die Massnahmen in der Bildung des Entlastungspakets 27 stossen aber nicht nur auf Widerstand, von der FDP und der SVP werden sie unterstützt. Im internationalen Vergleich würden die Studiengebühren der Schweizer Hochschulen tief ausfallen. Insbesondere sei ein Studium an der ETH im Vergleich zu den weltweiten Eliteuniversitäten relativ günstig. So tragen hiesige Studierende nur zwei bis fünf Prozent der Kosten der Universitäten, Fachhochschulen sowie der ETH und EPFL. Dieser Anteil ist beispielsweise im britischen oder US-amerikanischen Bildungswesen wesentlich höher.

Politischer Diskurs folgt

Im Rahmen einer kürzlich an der Uni abgehaltenen Podiumsdiskussion zu ebendiesem Thema argumentierte SVP-Kantonsrat Rochus Burtscher für die Verdoppelung der Studiengebühren. Er hatte bereits vor mehr als zwei Jahren im Rat und in der Bildungskommission darauf hingewiesen, dass wir aufgrund immer mehr Forderungen im Bildungswesen «mit 300 km/h auf eine stehende Wand zufahren.»

Die angekündigten Sparprogramme seien nun da. «Auch Studierende sollen ihren Obolus zu dieser miesen finanziellen Haushaltslage beitragen», sagt Rochus. Gut ausgebildete Professor*innen hätten halt ihren Preis. Es sei in Ordnung, wenn die Studiengebühren aufgrund Inflation und Teuerung steigen. Für diejenigen Studierenden, für die es finanziell knapp ist oder wird, habe der Kanton Zürich Stipendien bzw. Darlehen geschaffen. Die Finanzierung der Schweizer Bildung ist und bleibt ein vielseitig umstrittenes Thema. Schlussendlich wird in der kommenden Wintersession der Ständerat das Paket diskutieren.

Hilgenstock zeigt sich zuversichtlich: «Wir sind froh, dass wir gehört wurden und dass die Diskussion nun nicht mehr stillschweigend geschieht.» Der VSS wird sich nun laut Hilgenstock auf das Stipendienwesen konzentrieren. Das Ziel ist hierbei, dass, wenn die Erhöhung trotzdem durchkommen sollte, die Chancengleichheit wenigstens etwas weiter gewährleistet werden könne.



Studierende wehren sich gegen die androhenden Kostenaufschläge.

fizite im Bundeshaushalt vorbeugen, denn nach dem Voranschlag des Bundes für das Jahr 2026 wird ein Finanzierungsdefizit von 609 Millionen Franken im ordentlichen Haushalt budgetiert. Das durch die Schuldenbremse zulässige Defizit von 717 Millionen Franken wird dabei noch nicht vollständig ausgeschöpft. Der Bund rechnet aber mit einem unterdurchschnittlichen Wirtschaftswachstum in den kommenden Jahren, weshalb sich das Finanzierungsdefizit ab 2029 auf 1,4 Milliarden Franken erhöhen dürfte. Um

sieren und bei der Organisation von Aktionen der einzelnen Sektionen und Standorte zu unterstützen. Zudem hat der VSS zusammen mit den Berner Sektionen die Demo auf dem Bundesplatz in Bern organisiert. Hier hat der VSS eine wahnsinnige Leistung erbracht.» Sie sei anfangs von hunderten Teilnehmenden ausgegangen. Mit schweizweit 6000 Demonstrierenden habe sie nicht gerechnet: «Damit haben wir alle ein ziemlich starkes Zeichen an die Politik gesendet: Der Bund darf nicht bei der Bildung sparen», sagt

Friedensförderung der Schweizer
Armee im Ausland

LIAISON AND MONITORING TEAM

Das Kompetenzzentrum SWISSINT rekrutiert laufend Fachleute in verschiedenen Bereichen für den Auslandseinsatz der Schweizer Armee im Kosovo – die SWISSCOY.

Die Schweizer Beobachterinnen und Beobachter innerhalb der Liaison and Monitoring Teams (LMT) der SWISSCOY/KFOR im Kosovo sowie der Liaison and Observation Teams (LOT) der EUFOR in Bosnien und Herzegowina erfüllen Leistungen zugunsten des Auftrags zur Sicherstellung eines sicheren und stabilen Umfelds der jeweiligen Mission.

Mittels Gesprächen mit der lokalen Bevölkerung sowie Behörden erhalten diese Teams Zugang zu Informationen, welche der KFOR resp. der EUFOR zur Beurteilung der Sicherheitslage im Einsatzraum sowie zur Erstellung eines gesamtheitlichen Lagebilds dienen.

Sind Sie bereit für eine neue Herausforderung? Mehr Informationen auf www.peacekeeping.ch.



www.peacekeeping.ch



**SCHWEIZER ARMEE
ARMÉE SUISSE
ESERCITO SVIZZERO
ARMADA SVIZRA**

Auf Kosten der Opfer

Betroffenen fehlt es bei der Anlaufstelle für sexuelle Belästigung der Universität Zürich an Opferzentrierung und Empathie. Trotz langjähriger Kritik setzt die Uni auf juristische Beratung.

Liv Robert (Text) und Mara Schneider (Illustration)

«Ich habe mich überhaupt nicht ernst genommen gefühlt», erzählt die Studentin und Universitätsangestellte Laura*: «Es war zermürbend.» Im Jahr 2023 meldete sie sich gemeinsam mit ihrer Arbeitskollegin anlässlich eines Übergriffs bei der universitären Anlaufstelle für sexuelle Belästigung. Diese wird von der Kommission des «Reglements zum Schutz vor sexueller Belästigung an der Universität Zürich» (RSB) geführt. Die zwei Frauen seien mehrfach unerwünscht von einem universitätsinternen Mann per Mail kontaktiert worden, wobei er angekündigt habe, eine der beiden in ihrem Büro zu besuchen.

Durch Zufall erfuhren sie, dass sie nicht die Einzigen seien, die er belästigt habe. Bei der Anlaufstelle stiessen sie jedoch nicht auf die erhoffte Unterstützung: Im Gespräch mit der Kommissionspräsidentin seien sie darum gebeten worden, die Vorkommnisse nicht gross weiterzuerzählen. Die Präsidentin ist eine emeritierte Professorin für Rechtswissenschaft und führt als untersuchende Person die Anlaufstelle. Mehr als den Mann zu einem konfrontierenden Gespräch einzuladen, bei dem die Betroffenen mit vollem Namen genannt werden müssten, könne man nicht tun, habe sie gesagt. Laura und ihre Arbeitskollegin willigten ein und baten darum, über das weitere Vorgehen auf dem Laufenden gehalten zu werden. Doch dies geschah nicht. «Wir wussten wochenlang nicht, ob die Konfrontation bereits stattgefunden hatte oder nicht. Diese Ungewissheit war das Schlimmste, besonders weil sich der Mann in den gleichen Räumlichkeiten wie wir bewegte.»

Uni unter Druck gesetzt

Es ist nicht das erste Mal, dass die Uni Zürich aufgrund ihres Umgangs mit sexueller Belästigung unter Beschuss steht. Anfang des Jahres 2024 hagelte es mediale Kritik zu ihrem Schweigen über die Anzahl der gemeldeten Belästigungsfälle, die nicht einmal für interne Gremien wie der Kommission für Gleichstellung und Diversität zugänglich waren. Als zwei Kantonsrätinnen Transparenz forderten, begründete die Uni die Geheimhaltung mit Datenschutzbedenken. Eine Publikation blieb aus. Der Studierendenverband der Universität Zürich (VSUZH) schätzte die Situation als «unhaltbar und kontraproduktiv für die Bekämpfung sexueller Belästigung» ein und reichte im Februar 2024 ein Gesuch auf Informationszugang bei der Uni ein, wie er auf Nachfrage schreibt. Die NZZ tat es ihm gleich. Nach dem Öffentlichkeitsprinzip sah sich die Universität somit rechtlich dazu verpflichtet, den Antragstellenden Zu-

gang zu den Tätigkeitsberichten der Kommission RSB zu gewähren. Der Studierendenverband publizierte die Zahlen daraufhin am 24. April 2024 auf seiner Webseite. Auch auf der Seite der Universität erschienen sie: Man habe sich anlässlich des nationalen Tags zum Schutz vor sexueller Belästigung an Hochschulen dazu entschieden, die Dokumente zu veröffentlichen, heisst es in der Überschrift. Dass dieser Entscheid aus eigenen Stücken fiel bleibt angesichts der vorangegangenen Ereignisse fraglich. Die Dokumente zeigen, dass die Anzahl bearbeiteter Fälle letztes Jahr bei 40 und im Jahr zuvor bei 43 lag. Die Dunkelziffer dürfte deutlich höher sein, denn sich nach einem Übergriff tatsächlich Hilfe zu holen, trauen sich erwiesenermassen wenige. Der VSUZH berichtet auf Nachfrage zudem von 14

le geht die Fälle aus einer rein rechtlichen Perspektive an, wobei die Gespräche ohne psychologische Betreuung ablaufen.» Es fände keine opferzentrierte Unterstützung statt. Die Kommission untersuche lediglich, ob der oder die Täter*in sanktioniert werden kann, nicht aber, wie betroffene Personen geschützt werden können. Dabei ist die Wichtigkeit eines opferzentrierten Zugangs auch wissenschaftlich belegt.

Die unabhängige Denkfabrik für kritische Wissenschaftler*innen der Schweiz «Reatch» stellt ein ganzheitliches Betreuungssystem vor. Der Artikel fordert neben Opferzentrierung und Niederschwelligkeit der Unterstützungsangebote eine Ausbildung aller involvierten Fachpersonen, auch im Bereich Psychotraumatologie. An der Universität haben Studierende die Möglichkeit, sich

«Die Kommission RSB untersucht nur, wie der oder die Täter*in sanktioniert werden kann, nicht aber, wie Betroffene geschützt werden können.»

Seraina Eisele, ehemalige Co-Präsidentin des VSUZH

Personen, die sich seit 2022 wegen sexueller Belästigung beim Studierendenverband gemeldet haben, obwohl eine solche Beratung eigentlich nicht in seinem Zuständigkeitsbereich liegt. 13 von ihnen hätten zuvor bereits Kontakt mit der Kommission RSB gehabt und sich nicht genug unterstützt gefühlt: Der Prozess habe sie mehr an ein Gerichtsverfahren erinnert als an eine Beratungsstelle, die in erster Linie Opfer von sexueller Belästigung schützen sollte. Auch an Empathie soll es gefehlt haben, schreibt der Verband. Eine Person habe nicht gewusst, dass es an der Universität überhaupt eine Anlaufstelle gibt. Unterstützt wurden viele dieser Betroffenen von Seraina Eisele. Die ehemalige VSUZH-Co-Präsidentin erzählt im Gespräch mit der ZS, dass sich bis heute, ein Jahr nach Ende ihrer Amtszeit, Personen aufgrund von schlechten Erfahrungen mit der Anlaufstelle bei ihr melden.

Der psychologische Ansatz fehlt

Dass die Kommissionspräsidentin Hilfesuchenden beispielsweise geraten habe, in Zukunft entschlossener «Nein» zu sagen, sei Eisele schon mehrfach erzählt worden. Im Winter 2024 rief sie deshalb innerhalb der Kommission für Gleichstellung und Diversität eine Arbeitsgruppe ins Leben. Mit Eisele als Leiterin, sollte das Team gemeinsam mit Betroffenen Empfehlungen zur Überarbeitung an die Erweiterte Universitätsleitung formulieren. Zum Missstand trägt laut Eisele vor allem der Beratungsansatz bei: «Die Anlaufstel-

neben einer rechtlichen Beratung durch die Kommission RSB bei der psychologischen Beratungsstelle zu melden. Zur Frage, ob deren Psychotherapeut*innen spezifisch im Bereich sexueller Belästigung wie Psychotraumatologie geschult seien, möchte sich die Stelle auf Anfrage jedoch nicht äussern. Eisele betont, dass eine externe Weiterleitung an die psychologische Beratungsstelle nicht zielführend ist, sondern psychologische Begleitung schon innerhalb der Anlaufstelle garantiert werden müsse, insbesondere im Kontext eines für viele retraumatisierenden Erstgesprächs. Zudem steht die Trennung der Beratungsstellen mit der Forderung nach Niederschwelligkeit im Widerspruch.

Die Vorschläge der Arbeitsgruppe erreichten die Erweiterte Universitätsleitung jedoch nie, sondern wurden gemäss Tagesanzeiger kommissionsintern von Einzelpersonen blockiert. Eisele verliess deshalb im Juni 2024 die Kommission für Gleichstellung und Diversität. Weshalb die Empfehlungen nicht an die Erweiterte Universitätsleitung gelangten, lässt der damalige Präsident der Kommission für Gleichstellung und Diversität auf Nachfrage unbeantwortet.

Als letzten Versuch organisierte Eisele Ende Mai dieses Jahres mit über 50 Personen eine Protestaktion am universitären Podium zu sexualisierter Belästigung und Gewalt an Hochschulen. Die Demonstrierenden hielten Schilder mit Texten wie «Opferschutz statt Imageschutz» oder «Eure Untätigkeit ist Teil des Prob-

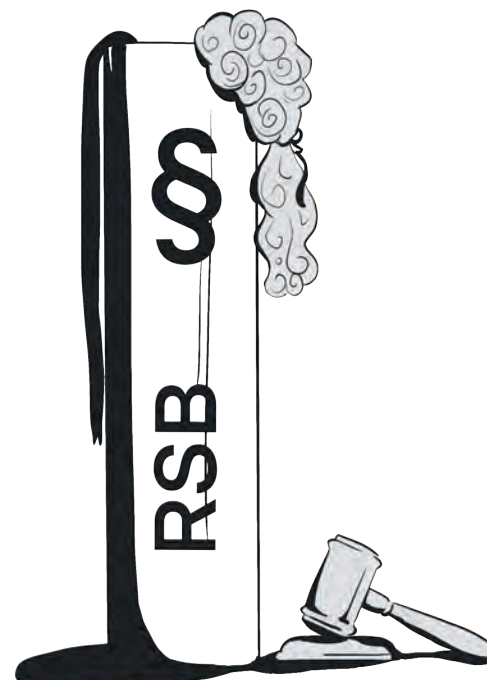
lems!» in die Höhe und Eisele überreichte der Kommissionspräsidentin die Forderungen der Arbeitsgruppe persönlich. Laut dem Tagesanzeiger habe diese gefasst reagiert und die Probleme anerkannt. Die Verantwortung habe sie jedoch nicht übernommen, denn die Mittel für Veränderung lägen schlussendlich bei der Universitätsleitung.

Überarbeitungen stehen an

Die Präsidentin übt ihr Amt seit 19 Jahren ehrenamtlich aus. Im Tätigkeitsbericht 2022 wird betont, wie «kostengünstig diese Lösung» sei. Dass ausgerechnet beim Schutz vor sexueller Belästigung gespart wird, wirft Fragen nach der Prioritätensetzung der Universität auf.

Gegenüber der ZS verkündet die Medienstelle der Uni Zürich nun jedoch die langersehnte Überarbeitung. Im Rahmen des Projekts «EDIXUZH» sowie weiterer universitätsinterner Massnahmen sollen sowohl die Webseite als auch das seit 2007 unveränderte Reglement zum Schutz vor sexueller Belästigung angepasst werden. Dabei würden Rückmeldungen von Betroffenen mit einfließen. Ein Projektleiter sei beauftragt, «die strukturelle, rechtliche und kommunikative Weiterentwicklung der Beratungs- und Unterstützungsangebote zu koordinieren».

Was diese Koordination umfasst, bleibt ungewiss. Die Medienstelle schreibt auch im Namen der Präsidentin der Kommission RSB: Zu den Vorwürfen der Betroffenen nimmt sie keine Stellung. Bestätigt ist jedoch, dass die Anlaufstelle ihren rein juristischen Ansatz beibehalten wird. Ob die geplanten Reformen dazu führen werden, dass sich Betroffene wie Laura ernstgenommen und unterstützt fühlen, bleibt offen.





STUDI-VÖLKERBALL TURNIER

SAMSTAG, 6. DEZEMBER | FOTOHALLE SCHLIEREN
EGAL OB UNI ODER FH - FÜR ALLE STUDIS DER SCHWEIZ!

BEWIRB
DICH JETZT



MEHR
INFOS HIER

Ritalin in aller Munde

An der Universität wie im Netz: ADHS ist heute so präsent wie noch nie. Doch wo endet der Trend und wo beginnt die Störung? Betroffene erzählen und eine Psychiaterin ordnet ein.

Jacqueline Voegeli (Text) und Esteban Neugebauer (Foto)

Im Zeitalter der sozialen Medien beschränkt sich die Aufmerksamkeitsspanne vieler auf die Länge eines Tiktoks. Auf den Plattformen erhält man in kurzen Videos auch gleich die passende Erklärung für das verminderte Konzentrationsvermögen. Eine Online-Selbstdiagnose später meldet man sich für eine ADHS-Abklärung an. Noch nie stand die Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätsstörung so im Rampenlicht wie in den letzten Jahren. Zunehmende Diagnosen lassen sich an den steigenden Ritalin-Verschreibungen beobachten. Im Jahr 2023 wurden in der Schweiz über doppelt so viele Tagesdosen wie im Jahr 2016 verschrieben. Die Verordnungen für Erwachsene haben sich seither beinahe verdreifacht, wie die Daten des Schweizer Versorgungsatlas zeigen. Eine Meinung zum Thema hat jede*r. Früher sprach man von der Zappelphilipp-Störung der Kleinkinder. Heute ist sie verspottet als Trendkrankheit oder als Superkraft gehyped.

Liebesbrief Ritalin

Aber was macht die Störung in Wirklichkeit aus? Ana Buadze erklärt, wie die klinische Diagnose gestellt wird. Sie ist Psychiaterin an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich und Leiterin des Spezialambulatoriums für ADHS in Oerlikon. Grundsätzlich handle es sich um drei Kernsymptome: Hyperaktivität, Impulsivität und Aufmerksamkeitsprobleme. Begleitet werden diese oft von diversen Nebensymptomen wie starken Stimmungsschwankungen, emotionaler Überreagibilität und Desorganisation. Entscheidend seien dabei die Stärke, Frequenz und das Fortbestehen dieser Symptome über die Lebensspanne hinweg. «Nur weil jemand mal etwas verloren oder vergessen hat, heisst das noch lange nicht, dass diese Person ADHS hat. Betroffene sind im Leben deutlich eingeschränkter», erklärt Buadze.

Patient*innen berichten, sie würden mehrere Stunden pro Woche verlieren, weil sie verlegte Gegenstände suchen. Sie würden Termine verpassen, Mahnungen wegen unbezahlter Rechnungen erhalten und könnten durch die Erkrankung in finanzielle Schwierigkeiten geraten. ADHS könne das Leben aber noch in weitreichenderer Weise beeinträchtigen: «Häufig treten zusätzlich Begleiterkrankungen wie Angststörung, Depression oder Substanzmissbrauch auf.» Zudem zeigen Studien, dass Betroffene ein erhöhtes Unfallrisiko aufweisen, etwa im Strassenverkehr, sowie eine insgesamt reduzierte Lebenserwartung.

Die Annahme, ADHS sei eine Trendstörung, lehnt Buadze ab. Studien zeigen, dass ADHS zu 50 bis 80 Prozent genetischen Ursprungs ist. In Wahrheit sei die Diagnose nicht so häufig wie von vielen erwartet: «Die Prävalenz bei Erwachsenen liegt bei etwas mehr als drei Prozent. Nicht jede*r hat ADHS.» Auch dass ADHS eine «Superkraft» sein soll, bestätige sich in ihrer klinischen Arbeit nicht. Das wohl bekannteste Medikament im Zusammenhang mit ADHS heisst Ritalin. Dabei handelt es sich um einen Markennamen. Leonardo Panizzon, ein Chemiker aus Basel, synthetisierte das Medikament 1944 als Erster. Der Name ist eine Ode an seine Frau Marguerite, «Rita», die es gele-

gentlich zum Tennisspielen verwendete. Es gibt viele verschiedene Präparate mit unterschiedlichen Wirkstoffen, die zur Behandlung eingesetzt werden. Die beliebtesten davon sind Methylphenidate, die auch in Ritalin verwendet werden, und Amphetamine. Anders als damals gelten sie heutzutage als Betäubungsmittel und sind streng rezeptpflichtig. Viele sehen das Medikament in einem kritischen Licht als Doping- oder Ruhigstellungsmittel der Bevölkerung, während andere glauben, dass sich anscheinend alle Arbeit durch das Wunderheilmittel ersetzen lässt. In Wirklichkeit ist die Wirkung ambivalent und individuell.

Lea studiert Politikwissenschaften an der Uni Zürich. Vor einem halben Jahr erhielt sie ihre ADHS-Diagnose und nimmt seither täglich Medikamente. Die Diagnose helfe ihr dabei, sich selbst besser zu verstehen: «Mir hilft es sehr, Dinge mit Labels einzuordnen. Ich weiss jetzt, dass ich nicht faul bin und kann mir für meine Schwierigkeiten auch besser vergeben.» Die begleitende Medikation erleichtert Lea den Alltag. Zum Beispiel dabei, Wäsche zu waschen, Menschenmengen zu bewältigen, aber auch einfach, um am Morgen den Tag antreten zu können: «Es gibt immer noch Tage, an denen wache ich auf und es ist einfach alles schlimm. Nach der Einnahme des Medis merke ich dann, dass gar nicht alles schlimm ist, sondern normal.» Besonders hilfreich ist das Medikament vor allem darin, ihr die innere Unruhe zu nehmen.

Auch der Psychologiestudent Darius nimmt täglich Medikamente gegen sein ADHS. Die Störung macht sich in seinem Alltag stark bemerkbar. Neben seiner Mühe mit Konzentration, Organisation und Zeitmanagement leidet auch sein Sozialleben unter dem Syndrom: «Ich bin der Freund, der manchmal nichts mehr von sich hören lässt oder länger nicht zurückschreibt, weil mich das einfach überfordert.» Bei der Einnahme verspürt Darius einen euphorisierenden Effekt. Die Medikation unterstützt ihn dabei, sich zu konzentrieren. Momentan ist das Studium jedoch der einzige Teil seines Alltags, der sich dadurch erleichtert hat.

Für den nötigen Putsch

Medikation ist jedoch nicht nur im Leben von Studierenden mit ADHS-Diagnose ein Thema. Im Stress der Lernphase kommt es vor, dass Studierende am Frühstückstisch statt zur Kaffeetasche zum Medikament greifen. In einem Gespräch erläutern zwei Studierende, warum sie auch ohne ADHS-Verdacht mit der Arznei experimentieren. Ada* studiert Politikwissenschaft. Ihr Konsum beschränkt sich auf besonders anspruchsvolle Bereiche des Studiums, wie die Lernphase. Verdacht auf ADHS hat sie nicht: «Ich habe lange mit einer betroffenen Person gelebt und gemerkt, wie unterschiedlich unsere Leben deshalb sind.» Das Ritalin helfe ihr vor allem dabei, länger zu lernen. Der Energieschub geht aber Hand in Hand mit Nebenwirkungen. Konträr zu Leas Erfahrungen kommt in ihr erst durch die Anwendung des Medikaments eine innere Unruhe auf. Zudem verschwindet ihr Hungergefühl, und an schlechten Tagen wird sie fast traurig, wenn die Wirkung nachlässt. Paulo* hat letztes



Ritalin gilt als Wundermittel. Doch hält die Pille, was sie verspricht?

Semester zum ersten Mal Ritalin während seines BWL-Studiums ausprobiert. Er vergleicht die Wirkung mit der von Koffein. «Ich habe mich auch schon beim Gedanken erwischt, ob ich vor dem Feiern statt eines starken Kaffees eine halbe Kapsel nehmen soll.» Das Suchtpotential der Tablette habe er auf jeden Fall gespürt.

Nur ein Mythos?

Ana Buadze warnt vor dem Missbrauch von ADHS-Medikamenten. «Stimulanzien haben klare Nebenwirkungen auf das Herz-, Kreislaufsystem und können gefässverengend wirken. Theoretisch könnten die Medikamente den Blutdruck erhöhen und bei Menschen mit Vorerkrankungen bis zum Herzinfarkt führen.» Deshalb seien bei Patient*innen mit ADHS auch eine vorangehende Aufklärung, ein EKG, Blutdruckmessungen und Labortests erforderlich, bevor eine Medikation begonnen werde. Zudem sollen die Stimulanzien laut einer australischen Studie aus dem Jahr 2023 die Leistungen der Nicht-Betroffenen nicht einmal bedeutend verbessern. Gemäss den Forschungsergebnissen verbessert der Konsum vor allem die Motivation und den Eifer, die die Probanden in die Aufgaben stecken. Die Qualität der Problemlösung nimmt jedoch ab.

«Wir haben doch alle ein bisschen ADHS», solche Aussagen hören Betroffene ständig. Lea und Darius sind sich einig darüber, wie sich der Diskurs in Zukunft entwickeln soll. Eine informierte Diskussion soll an die Stelle solcher minimierender Aussagen treten. Ana Buadze appelliert ebenfalls an eine fundierte Aufklärung durch Fachpersonen: «Es ist wichtig, dass wir Expert*innen die Information über die Erkrankung nicht den Tiktokern und Instagrammern überlassen, die mehrheitlich Halbwahrheiten und falsche Angaben verbreiten.» Am Ende würden wieder die Betroffenen darunter leiden, ergänzt sie – und das sei nicht gerecht.

*Namen von der Redaktion geändert

Die Krankheit fällt durchs Raster

Long Covid und die damit verbundene Erschöpfung sind im Uni-Alltag zu spüren. Zwei Betroffene berichten von ihren Erfahrungen mit mangelnden Unterstützungsangeboten und stigmatisierten Gesprächen.

Ana Thereza Schiemer (Text) und Adam Burri (Illustration)

Wenn seine Freund*innen Joshua* fragen, wie es ihm denn gehe, antwortet er oft mit «nicht schlechter». Zwar finden sie das schade, er aber ist froh darüber: Joshua hat Long Covid und berichtete bereits letztes Jahr der ZS von seiner Erkrankung. Seinen Alltag zu bestreiten, ist gerade nur möglich, wenn sich seine Situation eben nicht verschlechtert. Long Covid steht für Beschwerden, die nach einer Covid-19-Infektion erstmalig auftreten und langfristig anhalten. Typische Symptome sind Erschöpfung mit gleichzeitigen Schlafproblemen, «Brain Fog», Muskelschmerzen und Kurzatmigkeit. Hinzu kommen zahlreiche andere. Bei Überlastung kommt es zu einem «Crash», einer Symptomverschlechterung. Therapien gibt es noch keine, es können lediglich Symptome temporär gelindert und «Pacing» betrieben werden, also die vorhandene Energie eingeteilt werden.

Schwammige Unterstützungsangebote

Long Covid ist eine sehr komplexe Erkrankung, die viele Ausprägungen und Abstufungen hat. Für Joshua ist es besonders wichtig, zu erwähnen, dass er nicht pasuchal für alle Studierenden mit dieser Diagnose sprechen kann: Er redet dabei von «Survivorship Bias», denn stärker Betroffene haben oft nicht die Energie, an einem Gespräch wie unserem teilzunehmen. Besonders für sie würde er sich wünschen, dass die ETH mehr auf sie zugehen und individuelle Unterstützung anbieten würde. Durch seine Erkrankung habe er realisiert, wie sehr Gesundheit – mental und körperlich – an der Universität als gegeben gesehen wird.

Für Joshua bedeutet das, dass er sein Leben umstellen musste. Um mit seiner gesunkenen Belastungstoleranz umzugehen, entschied er sich dafür, seinen Master an der ETH in Teilzeit fortzuführen – aber dagegen, einen Nachteilsausgleich zu beantragen. Joshua zweifelte vor allem daran, dass es Unterstützungsmöglichkeiten seitens der Universität gäbe, die auf Long Covid angepasst sind. Grundsätzlich seien diese Informationen nur schwer zugänglich und die Suche nach ihnen raube ihm viel Energie. Dafür hat er aber auch Verständnis: Ab einem gewissen Punkt gelange man mit den individuellen Anforderungen der Studierenden als Institution an seine Grenzen. Jetzt, wo er ein Praktikum macht, wertschätzt er, wie viel Freiheit er tatsächlich an der ETH hatte.

Das Verständnis fehlt

Johanna, die ebenfalls an Long Covid erkrankt ist und erst kürzlich ihren Master an der ETH beendet hat, zog einen Nachteilsausgleich erst gar nicht in Betracht. «Ich wollte mir diese Blösse nicht geben», sagt sie. An ihre Vorgesetzten und Dozierenden habe sie ihre Krankheit nur kommuniziert, wenn es sich nicht vermeiden liess, wie etwa als sie aufgrund ihrer covidbedingt entwickelten Histaminintoleranz eine Woche im Krankenhaus verbringen musste. Und obwohl sie stets Anteilnahme bekam, traf sie immer auch auf Unverständnis: Niemand interessiert sich wirklich dafür. Was zählt, ist, was sie am Ende leisten kann. Im Nachhinein bereut Johanna ein wenig, dass sie sich nicht mehr mit den Unterstützungsmöglichkeiten

der Universität auseinandergesetzt hat. Um in ihrem stressvollen Studienalltag mit ihrer chronischen Krankheit weiter Leistungen erbringen zu können, musste sie sich eine «Rüstung» aus Selbstdisziplin und Willenskraft anlegen. Da ständig von ihr erwartet wurde, erreichbar und produktiv zu sein, konnte sich Johanna nur in den Semesterferien erholen, die an der ETH relativ kurz ausfallen.

Das Fehlen von Räumen für Regeneration an der ETH – physisch, aber vor allem institutionell – hat Joshua bereits letztes Jahr thematisiert. Johanna sieht das als ein grösseres Problem, dass alle Studierende betrifft: «Im Lehrkontext sollte es nicht darum gehen, vollständiges Verständnis einzufordern –



sondern flexible Strukturen zu schaffen, die unterschiedliche Belastbarkeiten berücksichtigen und es allen ermöglichen, sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten einzubringen». Es gibt immer noch keine offiziellen Zahlen, wie viele Studierende mit Long Covid an der ETH und der Universität Zürich studieren. An den Beratungsstellen der Hochschulen machen sie bislang nur einen kleinen Teil aller Gespräche aus. Gründe, warum Betroffene wie Johanna und Joshua sich gegen Nachteilsausgleiche entschieden haben, gibt es viele.

Aber Barbara Koch-Kiennast, Leiterin des Beratungs- und Coachingzentrums der ETH, sieht diese Entscheidungen nicht grundsätzlich als negativ an: Wer trotz Erkrankung das Studium bewältigt, erlebe oft stärkere Selbstwirksamkeit. Sie bedaure jedoch, dass Betroffene den Eindruck hätten, Informationen seien schwer zugänglich. Bei Unsicherheit, welche Unterstützung für wen möglich ist, empfehle sie eine Beratung: In dieser gehe es nie um Bewertung, sondern um eine

gemeinsame Einschätzung und Reflexion der Situation innerhalb der institutionellen Rahmenbedingungen». Um zu verhindern, dass Angst vor Stigmatisierung oder Unverständnis Studierende davon abhält, Unterstützung in Anspruch zu nehmen, bemüht sich Koch-Kiennast, die Beratungsgespräche möglichst offen und auf die Bedürfnisse aller Studierenden anzupassen. Laut Medienstelle der ETH bemühe sich diese um eine inklusive Kultur: Anträge auf Nachteilsausgleiche würden mit «grosser Selbstverständlichkeit» gehandhabt und die Dozierenden entsprechend sensibilisiert.

Auch Ulla Blume, Leiterin der Fachstelle Studium und Behinderung (FSB) an der Universität Zürich, nennt Beispiele, für individualisierte Massnahmen, die die Nachteile von Studierenden mit Long Covid ausgleichen könnten: Fristverlängerungen, Pausen während Prüfungen, mehr Podcast-Vorlesungen. Die FSB kann eine Empfehlung aussprechen, allerdings liege die Entscheidung, welche Massnahmen dann tatsächlich verfügt werden, bei den Fakultäten. Dies aufgrund der dezentralen Entscheidungsprozesse an der Uni. Ob und wie genau diese Empfehlungen umgesetzt werden können, hängt von den Strukturen der jeweiligen Fakultät ab.

Offene Gespräche führen

Andere Unterstützungsmöglichkeiten seien etwa die psychologische Beratungsstelle und der Zugang zu Ruheräumen an der Uni Zürich – dies sind oft Sanitätszimmer, die Betroffene in Abwesenheit eines Notfalls zum Ausruhen zwischen Vorlesungen benutzen dürften, wie es sich Joshua letztes Jahr gewünscht hatte. Zusätzlich gibt es seit Oktober letzten Jahres auch studentisch organisierte Austauschorte, wie zum Beispiel die Mental-Health-Kafis des Studierendenvereins mindful(L).

So gibt es ein Angebot an Unterstützungsmöglichkeiten von Seiten der ETH und der UZH, das aber nicht alle betroffenen Studierenden erreicht oder nicht von ihnen in Anspruch genommen wird. Während solche Entscheidungen sehr persönlich sind und respektiert werden sollten, deutet dies vielleicht trotzdem darauf hin, dass die Universitäten daran arbeiten müssen, sich nach den unterschiedlichen Bedürfnissen ihrer Studierenden zu erkundigen und somit gegen Stigmatisierung anzukämpfen.

Obwohl die Pandemie vorbei ist und diese für viele ein unangenehmes Thema bleibt, dürfen gerade jene nicht aus den Augen verloren werden, die bis heute unter ihren Folgen leiden. Dabei ist aber auch wichtig, dass dies nicht nur institutionell passiert: Auch im persönlichen Miteinander, ob zwischen Dozierenden und Studierenden, aber auch unter Kommiliton*innen, sollte stärker darauf geachtet werden, dass Gesundheit nicht als selbstverständlich angesehen wird. Vielleicht beginnt das schon damit, häufiger ehrlich nachzufragen, wie es anderen geht – und Raum zu lassen für Antworten, die nicht immer «gut» lauten.

*Name von der Redaktion geändert

Mit Swipe und Scroll zur Wohnung

Eine neue App will Wohnungssuchende und WGs verkuppeln. Entwickler Nick Gregory erzählt von der Entstehung und der Zusammenarbeit mit dem VSUZH.

Florin Kohler (Text) und Zoë Nogier (Illustration)

Die Wohnungssuche in Zürich ist bekanntlich zum Verzweifeln. Besonders Neuzugezogene sind von der Wohnungsnot komplett überfordert. Neue Stadt, keine Kontakte und keine Ahnung, wo man am besten ein WG-Zimmer findet. Wie schwierig das sein kann, weiss Nick Gregory, ehemaliger Machine-Learning-Student, und hat deswegen Swiftliving gegründet. «Heute als Softwareentwickler habe ich das Gefühl, etwas verändern zu können.»

Scrollen statt suchen

Doch wie genau soll die Wohnungsnot durch scrollen, swipen und liken gelöst werden? Mit dieser Frage im Kopf begeben sich die Swiftliving-Webseite und erstelle ein Profil mitsamt Alter, Interessen, Hobbys, Studiengang und einem Bild von mir selbst. Das Profil dient als persönliches Bewerbungsdossier. Ich fühle mich wie beim Online-Dating und habe etwas Angst, auf mein Äusseres reduziert zu werden. Gregory beschwichtigt mich: «Der Fokus liegt

auf den Interessen und Hobbys. Nur wenn man nach ganz unten scrollt, sieht das Gegenüber ein Bild.» Ein mulmiges Gefühl bleibt trotzdem. Mit dem fertigen Profil begeben sich die Suchenden auf die Suche nach einem passenden Inserat. Sobald ich meine Kriterien eingetragen habe, geht es ab ans Scrollen.

Auch hier erinnert die Plattform Swiftliving stark an eine Dating-App. Man erhält auf einen Blick wichtige Informationen zu den Zimmern, kann sich Bilder der WG anschauen und die potenziellen neuen Mitbewohner*innen kennenlernen. Gefällt einem das Angebot, drückt man rechts auf «Apply» und das eigene Profil wird direkt an die WG geschickt. Ist man nicht interessiert, so drückt man links auf «Hide» und scrollt weiter. Kein aufwändiges Bewerbungsschreiben, kein Dokumentenwahn. Daran könnte man sich gewöhnen. Gut gefällt mir, dass Angebote von allen möglichen Wohnungsplattformen zu sehen sind. Ausserdem gibt es die Möglichkeit,

sich in eine E-Mail-Liste einzutragen. So erhält man täglich eine E-Mail mit allen neuen Angeboten der verschiedenen Wohnungsplattformen, die den individuellen Kriterien entsprechen. Diese Funktion ist vor allem für Nicht-Zürcher*innen, die nicht wissen, wo überall Wohnungsinserate zu finden sind, entscheidend. Auch die Art, für WGs neue Mitbewohner*innen zu finden verspricht die Plattform zu verändern. Auf Swiftliving hat man die Möglichkeit, ein freies Zimmer als Gruppe zu vermarkten. Alle Mitbewohner*innen haben dabei die Möglichkeit, sich durch die Bewerber*innenprofile zu swipen, Bewerbungen zu liken und zu kommentieren, um sich so zusammen für die Favorit*innen zu entscheiden.

Er hat ein klares Ziel

Dank der Zusammenarbeit mit dem VSUZH war es für Nick möglich, die Applikation zusammen mit Studierenden zu gestalten und ihre Ideen in der Entwicklung miteinzubeziehen.



hen. Auch vor der Veröffentlichung gab es die Möglichkeit, Swiftliving zu testen und letzte Kritikpunkte einzubringen. Wünsche der Studierenden konnten so direkt aufgenommen und umgesetzt werden. «In den letzten 15 Jahren hat sich bei Immobilien-Apps nichts Grundlegendes verändert. Bei Swiftliving kann ich schnell reagieren und Dinge basierend auf dem, was die Leute sagen, ändern», sagt Gregory. Das geschieht noch immer regelmässig, die Arbeit ist also noch nicht vorbei. «Die Wohnsituation im Allgemeinen für junge Menschen macht mich einfach wütend genug, dass ich die-

se Motivation habe, weiter daran zu arbeiten», erklärt Gregory. Ob Swiftliving tatsächlich etwas gegen die Wohnungsnot tun kann, bleibt abzuwarten, doch er hat eine klare Vision: Swiftliving soll die Plattform werden, die Studierende am liebsten nutzen, um WGs zu finden.

«Das wäre ein grossartiger Anfang. Danach kann ich weiterschauen, wie ich auch Studierenden in anderen Schweizer Städten bei der Wohnungssuche helfen kann.» Egal ob Irritation oder Faszination: Die Idee, die WG-Zimmersuche mit einem Hauch Online-Dating zu verbinden, polarisiert.

Landesmuseum Zürich.

SCHWEIZERISCHES NATIONALMUSEUM. MUSEO NAZIONALE SVIZZERO. MUSEO NAZIONALE SVIZZERO.

Seelenlandschaften

C.G. Jung und die Entdeckung der Psyche in der Schweiz

Ausgrenzende Wohnpolitik

Eine Initiative der Zürcher SVP sieht vor, einen Mietvorrang für Schweizer*innen einzuführen. Zwei Experten der Universität Zürich sehen diesen Ansatz kritisch.

Hanna Weissgerber (Text) und Liv Robert (Illustration)

Die Wohnkrise in der Stadt Zürich ist allgegenwärtig und in aller Munde. Zwar sind sich mittlerweile fast alle einig, dass es zu wenig bezahlbaren Wohnraum gibt, doch Problemdefinitionen und Lösungsansätze bleiben heiss umstritten. Nun hat auch die SVP eine Initiative zum Thema lanciert: «Recht auf Heimat – Wohnnige für eusi Lüüt» fordert einen generellen Mietvorrang für Schweizer*innen im Kanton Zürich. Die Initiative wird von allen Parteien ausser der SVP abgelehnt, ihre Umsetzbarkeit ist unklar. Gleichzeitig lässt sie tief in die Diskursführung der SVP blicken. «Wohnen bedeutet Heimat», erklärt Dominik Ledergerber im Gespräch mit der ZS. Er ist Präsident der SVP des Kantons Zürich und des Initiativkomitees. «Wir haben jetzt mit Schrecken festgestellt, dass Bürgerinnen und Bürger einerseits aus der Stadt Zürich, aber auch aus dem Kanton gedrängt werden.»

Ist das konstruktiv?

Die Lösung soll nun sein, Schweizer*innen einen Mietvorrang zu gewähren. Dabei stellt sich die Frage, wer eigentlich «Schweizer*in» ist und wer Anspruch auf Heimat in der Schweiz hat. Für die SVP ist klar: Bevorzugt werden sollen Personen mit einem Schweizer Pass oder Personen, die seit zehn Jahren im Kanton Zürich leben und demnach auch einen Einbürgerungsprozess durchlaufen könnten. Warum hält die SVP das Kriterium der Schweizer Staatsbürgerschaft als geeignet?

«Wir sehen eben genau den Schweizer Pass als Beleg, dass jemand integriert und im Quartier verankert ist, und dass jemand nicht kriminell ist», sagt Dominik Ledergerber. Dass die SVP sich rassistischer und diskriminierender Narrative bedient, um Politik zu machen, ist mittlerweile ein etabliertes Phänomen, was mit dieser Initiative einmal mehr sichtbar wird. Abgesehen davon, dass die Initiative dem Diskriminierungsparagrafen der Schweizer Bundesverfassung widerspricht, stellt sich die Frage, ob sie wirklich eine konstruktive Lösung für die Wohnkrise präsentiert. Nouri Abdelgadir, der am Geografischen Institut der Universität Zürich im Bereich Sozialgeografie und Urban Studies tätig ist, ordnet die Initiative wie folgt ein: «Die entscheidenden Problematiken werden

«Die Wohnraumverteilungsfrage primär über räumliche Identitätskategorien wie Schweizer*in oder Zürcher*in zu denken, greift zu kurz.»

Sozialgeografe Nouri Abdelgadir kritisiert die SVP-Initiative.

nicht angegangen. Es ist Fakt, dass es eine Übernachtungsfrage gibt. Wenn man aber lediglich dieses Problem in den Fokus rückt, werden alle anderen Faktoren, wie etwa der Einfluss von Grossinvestor*innen oder der fehlende Kündigungsschutz, ausser Acht gelassen.» Die SVP schlägt in der Initiative ausserdem vor, dass der Mietvorrang für Schweizer*innen erst gilt, wenn in der Schweiz mehr als 10 Millionen Menschen leben. Sie verbindet die Initiative also mit einem anderen politischen Projekt: der «Nachhaltigkeitsinitiative» in der «Keine 10-Millionen-Schweiz» gefordert wird. «Ich glaube, dass auch deswegen die Initiative nicht tatsächlich etwas

zur Bewältigung der materiellen Wohnkrise beitragen kann», erklärt Abdelgadir. «Denn wenn die Schweiz 10 Millionen Einwohner*innen hat, müssen wir schon andere Lösungen gefunden haben.» Die SVP mache hier mit möglichen Zukünften spekulative Politik, greife gleichzeitig vermehrt linkspolitische Themen auf und lege diese neu aus. Abdelgadir betont, dass durch eine Umgestaltung des Zugangs zu Wohnraum keine neuen Wohnungen entstehen und die Wohnungen auch nicht günstiger werden.

«Die Wohnraumverteilungsfrage primär über räumliche Identitätskategorien wie Schweizer*in, Zürcher*in und Zugezogene zu denken, ohne andere, deutlich relevantere Unterschiede wie sozialökonomischen Status miteinzubeziehen, greift zu kurz.» Kritik erntet die Initiative auch aus rechtswissenschaftlicher Perspektive: «Die Initiative greift in die Wirtschaftsfreiheit und die Eigentums-garantie der Vermieter*innen und Eigentümer*innen ein», sagt Daniel Moeckli, Professor für öffentliches Recht an der Universität Zürich. Ein solcher Eingriff in die Wirtschaftsfreiheit sei nur zulässig, wenn er im öffentlichen Interesse liege und verhältnismässig sei. Diese Voraussetzungen seien aus den bereits genannten Gründen nicht erfüllt. Ledergerber bleibt hier aber unbesorgt: «Wir haben mittlerweile so viele Gesetzes- und Verfassungsartikel, dass es immer zu Widersprüchen kommt. Aber unsere Haltung ist: Wenn eine Initiative demokratisch angenommen wird, dann muss man auf Verfassungsebene Sachen anpassen.»

Zudem bezieht sich die SVP auf ein eigenes Rechtsgutachten, nach dem die Initiative rechtsgültig ist. Das Gutachten ist jedoch nicht öffentlich und wurde auch auf Anfrage der ZS nicht zur Verfügung gestellt. Trotz vieler Kritikpunkte findet die Initiative grossen Anklang. Gemäss Ledergerber läuft die Sammlung der Unterschriften nach Plan. Es ist zu erwarten, dass es zu einer Abstimmung kommen wird.

Obsession Migration

«Es wird dann aber ein politisches Dilemma geben, da von dieser Initiative auch grosse Firmen wie Google, die auf ausländische Arbeitskräfte in der Schweiz angewiesen sind, betroffen wären», erklärt Abdelgadir. Um ebendiese Firmen hier anzusiedeln, sei gerade von

bürgerlicher Seite in den vergangenen Jahrzehnten aktiv Standortmarketing und gezielte (Tief-)Steuerpolitik betrieben worden. Da zeige sich das Spannungsfeld der SVP sehr gut, die zum einen eine bürgerliche Wirtschaftspartei ist und zum anderen seit den 1990er-Jahren Antimigrationsthemen aktiv in den Mainstream gebracht hat. Natürlich wären nicht nur sogenannte Expats, die tendenziell über mehr Kaufkraft verfügen, von der Initiative betroffen. Vor allem im Niedriglohnsektor arbeiten viele Menschen, die nach Definition der SVP keine Schweizer*innen sind und somit keine Wohnungen mehr bekommen würden. Abgesehen davon belegen



Studien, wie zum Beispiel ein Feldexperiment im Schweizer Wohnungsmarkt im Jahr 2018, dass der Schweizer Wohnungsmarkt enorm von strukturellem Rassismus geprägt ist. Dieser betrifft jene Menschen, die bereits erschwerten Zugang zu Wohnraum haben.

Betroffen sind jedoch nicht nur Erwerbstätige, sondern auch internationale Studierende, mit denen sich die Universität Zürich und die ETH gerne profilieren. Dabei würden neue ausländische Studierende keine Wohnungen mehr bekommen. Aber auch bisherige Mitarbeitende der Universitäten, die keine Schweizer*innen sind, hätten somit einen erschwerten Zugang zu bezahlbarem Wohnraum in Zürich.

Ledergerber sieht hier aber kein Problem: «Diese Menschen bekommen ja eine Wohnung. Aber halt nur zweitrangig. Wenn wir genug Wohnungen haben, dann bekommen all diese Menschen eine Wohnung.» Woher diese leeren und bezahlbaren Wohnungen kommen sollen, lässt er offen. Was sind denn alternative Ansätze der SVP gegen die Wohnkrise, sollte die Initiative wirklich als rechtsungültig erklärt werden oder bei einer Abstimmung scheitern? Ledergerber sieht hier folgende Möglichkeiten: «Bauvorschriften abbauen, damit der Wohnungsbau leichter wird. Auch das Einspruchsrecht sollte eingeschränkt werden. Ausserdem sollten in der Stadt mehr Hochhäuser gebaut werden.»

Mehr zu bauen ist aber nicht unbedingt nachhaltig, im Gegenteil. Nun stellt sich die Frage, wie diese alternativen Lösungsansätze mit der «Nachhaltigkeitsinitiative» der SVP vereinbart werden können. Ledergerber verweist hier darauf, dass kein Widerspruch vorliegt, weil beide Probleme mit einer «Einschränkung der Migration» zu lösen seien – natürlich. Bei der möglichen Abstimmung der Initiative sollten sich die Wähler*innen deswegen dringend die Frage stellen, wem diese Lösungsansätze eigentlich dienen – der Bekämpfung der Zürcher Wohnkrise oder der Migrationspolitik der SVP.

Ein feministisches Gedächtnis

Das Weiterbestehen des feministischen Streikhauses in Zürich ist unsicher. Eine Gruppe junger Menschen hat deswegen beschlossen, das Archiv 115 zu gründen, um die Aktionen und Erfahrungen zu dokumentieren.

Philipp Fellner (Text) und Lucie Reisinger (Fotos)

An den Wänden des Treppenhauses prangen nebst zahlreichen bunten Stickern verschiedenste Poster von vergangenen Streik-Demos. Der Ort gleicht ein wenig einer farbenfrohen Collage: Hier ein Bandraum, dort ein Atelier, daneben ein kleiner «Gratis Secondhand Shop», dann wieder ein Sitzungszimmer und eine Küche. Bereits in diesen Räumlichkeiten spürt man den kollektiven Charakter des Streikhauses, das dem Feministischen Streikkollektiv seit 2019 als temporäres Zuhause dient. Auch die zwei Mitgründer*innen Anna* und Sonja* beziehen mit dem «Archiv 115» nun eine der Räumlichkeiten. Aus Angst vor Repression möchten sie anonym bleiben.

Seit der Übernahme durch das Kollektiv hat sich hier einiges verändert: Wurde der Ort zu Beginn vor allem für Sitzungen genutzt, ist er heute viel mehr als nur Treffpunkt für die Planung der nächsten Demo. Mittlerweile treffen sich hier verschiedenste Leute für Bandproben, Lesegruppen, Selbstverteidigungskurse, Filmabende, Pilatesstunden oder den wöchentlichen Soli-Znacht.

Archivieren für zukünftige Generationen

Neben dem Feministischen Streikkollektiv nutzen auch politische Gruppierungen wie die «Bewegung für den Sozialismus», der Verein «INAYA», der geflüchtete Frauen und queere Menschen unterstützt, sowie zahlreiche weitere Kollektive das Haus. Für viele, die hier ein- und ausgehen, ist das Haus zu einem zweiten Zuhause geworden, wo man sich mit Gleichgesinnten austauschen und bei der gemeinsamen Projektarbeit verwirklichen kann. Dabei ist unklar, wie lange das Streikhaus noch am Sihlquai bleiben darf. Bereits einmal musste es um seine Existenz bangen, da die Zwischennutzung ursprünglich bis 2025 befristet war. Danach sollte alles abgerissen werden. Dass diese Frist dann doch noch verlängert wurde, grenze laut Anna bereits an ein kleines Wunder. Bis wann die Zwischennutzung verlängert wird, ist jedoch noch ungewiss. Im Falle eines plötzlichen Ausdrohen die Erfahrung und das gesammelte Wissen aus dem kollektiven Gedächtnis der Gesellschaft zu verschwinden.

Damit das nicht passiert, hat sich ein Kollektiv von jungen Personen – darunter auch Sonja und Anna – im Sommer 2024 kurzerhand dazu entschieden, das «Archiv 115» zu gründen. Zuvor hatte auch das Sozialarchiv beim Streikhaus angefragt, ob dieses Materialien zur Archivierung abgeben wolle. Doch warum Sitzungsprotokolle und Flyer an ein staatlich anerkanntes Archiv übergeben, wenn man auch selbst eines gründen kann? Während bei der ersten Sitzung noch vier Personen anwesend waren, kommen heute jeweils doppelt so viele.

Die meisten davon studieren: Viele haben einen geistes- oder sozialwissenschaftlichen Hintergrund, wobei einzelne bereits in ihrer bisherigen Studienzeit in einem Archiv gearbeitet haben. Genauso wertvoll für das Projekt ist nebst diesem Bezug zum Archivwesen auch das technische Wissen der Informatik- und Grafik studierenden, die gerade mit dem Einrichten der Website beschäftigt sind. Wie dort bereits festgehalten, macht sich das Archiv 115 zur Aufgabe, verschiedene Quellen, die «vom Alltag und den Kämp-

fen im und um das Streikhaus erzählen», zu sammeln und zu archivieren. Nebst Stickern, Flyern und Postern werden auch Sitzungsprotokolle, Fotos von Demos sowie diverse weitere Quellen archiviert. Erst ein kleiner Teil ist digitalisiert, da das Scannen der Archivalien äusserst zeitaufwändig ist. Ziel sei es jedoch, hier stetig auszubauen. Auch eine Datenbank, auf der die digitalisierten Archivalien zukünftig abrufbar sein sollen, ist in Planung.

Gegenstück zu staatlichen Archiven

Das Archiv 115 ist noch jung: Viele Diskussionspunkte wie die Auswahlkriterien der Quellen oder die Zugänglichkeit des Archivs sind noch nicht abschliessend geklärt und werden in der nächsten Zeit noch zu reden geben. Andere Fragen lasse man jedoch ganz bewusst offen. Es müsse gar nicht immer alles zu Ende diskutiert werden. «Das Schöne an diesem Projekt ist ja genau, dass wir hier im Gegensatz zur Uni auch ohne Reglemente auskommen.» So gibt es zum Beispiel auch keine klar definierten Aufnahmekriterien. Man wolle für alle zugänglich sein, meint Anna, «auch für solche, die nicht Marx gelesen haben». Wichtig seien einzig das Interesse am Projekt und die zeitliche Kapazität. Da viele nicht nur einem Studium, sondern auch einem Nebenerwerb nachgehen, bleibt oft wenig Zeit für die Arbeit im Archiv. Das könne auch frustrierend sein, meint Sonja.

Man ist gezwungen, Abstriche bei der Arbeit zu machen, die einem eigentlich am meisten bedeutet. Gleichzeitig haben alle Verständnis, wenn man es mal nicht an eine Sitzung schaffe. Wie viel Zeit man ins Archiv 115 investieren möchte, bleibt einem selbst überlassen. Hört man den Gründer*innen des Archivs zu, vergisst man schnell, dass viele Studierende unter Freizeit wohl etwas anderes verstehen, als Berge von Papierkram zu durchkämmen. Warum die Mitglieder des Archivs 115 es dennoch tun? «Weil ich Feministin bin», meint Anna, «und weil ich muss». Wegen der gelebten Realität von FLINTA- und queeren Menschen, die tagtäglich unter dem Patriarchat leiden. Mache sie nichts, fühle sie sich ohnmächtig.

Demonstrieren mal anders

Auch bei Sonja war es das Bedürfnis, einen Beitrag zur feministischen Bewegung zu leisten, das sie zur Mitarbeit am Projekt angetrieben hat. Sie sei eher weniger der Typ Mensch, der an Demos aufblühe. Geht sie dennoch, dann meist aus einem Pflichtgefühl heraus. Anders beim Archiv 115, wo sie zum ersten Mal das Gefühl hatte, auf ihre Weise etwas bewirken zu können. Als Geschichtsstudentin, die während ihrer Studienzeit bereits im Staatsarchiv arbeitete, habe sie an der Archivarbeit zudem die Vorstellung gereizt, mit alternativen Überlieferungsformen zu experimentieren.

Tatsächlich ist das Archiv 115 als autonomes Archiv im Gegensatz zu ihren staatlichen Pendanten viel freier in der Auslegung ihrer Archivierungspraxis. Mit einem Fokus auf unkonventionellere Quellen wie Sticker oder Flyer möchte es Menschen eine Stimme geben, die in staatlichen Archiven weniger repräsentiert sind. Dass auch staatliche Ar-



Im Streikhaus werden Sticker, Flyers, und Sitzungsprotokolle archiviert.

chive keine neutralen Informationsspeicher seien, habe die Trump-Regierung erst kürzlich bewiesen. Im Februar hatte sie die Löschung zahlreicher Archibilder von «BIPOC» (Black, Indigenous, and People of Color) und queeren Menschen in Auftrag gegeben. Solche Ereignisse machen umso deutlicher, wieso es mehr autonome Archive wie das Archiv 115 braucht, die diesen Tendenzen entgegenhalten. Archive sind einsame Orte. Wer schon einmal im Lesesaal eines Staats- oder Stadtarchivs war, weiss, wie still es dort sein kann.

Jeder und jede beugt sich über die Archivalien und schaut weder links noch rechts. Diese Tristesse kennt auch Sonja: Als sie einmal für eine Geschichtsarbeit Poster der Zürcher Jugendbewegung der 80er im Stadtarchiv sichtete, fand sie diese so aufregend, dass sie sich am liebsten vor Ort mit ihren Freundinnen darüber ausgetauscht hätte. Da sich dies in einem Stadtarchiv aber nicht gehört, teilte sie ihre Gedanken via WhatsApp. Im Archiv 115 ist dem nicht so – hier kann sie sich zusammen mit ihren Freundinnen im Streikhaus so lange und so laut über Archivalien austauschen, wie sie möchte.

*Namen von der Redaktion geändert

Senf der Redaktion



Kumar / Gut Feeling

Darmdelikatesse – Die Zehen kribbeln, die Nasenspitze friert, die Finger umklammern sich in der Jackentasche. Als Baslerin sind dies für mich eindeutige Symptome der (Herbst-)Mäss: Zwei Wochen voller Chaos, Geschrei und Achterbahnen. Jedoch sagt mir mein Instinkt, dass ich diese Stadttradition doch auf eine ruhigere Art und Weise feiern könnte. Und so zieht es mich, meine überstimulierten Ohren und meinen knurrenden Bauch durch die Stände am Petersplatz, bis ich vom süssen Nelkenaroma aus pink-weiss gestreiften «Guggen» (Papiertüten) begrüsst werde. Für Seele und Leib.

Feinstes Magenbrot vom Jonasch, 6 Franken pro Beutel



Gigerl / Schweizgeruch

Heimweh – Fondue, Riz Casimir, Aromat: Die Schweiz rühmt sich so einiger kurioser Essenstraditionen. Lässt man aber die Alpen einmal länger zurück und muss im Ausland mit zwei kleinen Herdplatten klar kommen, merkt man erst, was einem wirklich fehlt. Nicht Lindor, Bratensauce oder Racletteschüfeli – sondern Fertigrösti. Wer sie nicht liebt, hat sie noch nie probiert. Nennt mir einen besseren Late-Night-Snack oder Lazy-Znacht – oder schickt mir ein Päckli mit Rösti.

Hero Original Rösti, 3.80 Franken im Coop



Schneider / Schreibblockade Ade

Im Rausch – Leise wippe ich mit dem Fuss. Zumindest denke ich das, doch wahrscheinlich löst in der stillen Bibliothek schon die kleinste Bewegung ein Erdbeben aus. Mein plötzlicher Drang nach Techno mag Aussenstehenden gerade etwas unpassend erscheinen, doch im Rhythmus tippe ich weiter und lasse auch das Word-Dokument Wort für Wort an seiner Länge mitfeiern.

Techno statt White Noise



Reisinger / Post an mich

Liebe Lucie – Manche Dinge gehen vorbei und man wird vergessen, dass es mal ein Problem war. Das merkt man, wenn man einen Brief wiederentdeckt, den man 2021 an sein zwei Jahre älteres Ich geschrieben hat. Seitdem habe ich meinen ersten grossen Liebeskummer überwunden, mich für ein Studium entschieden und manche Macken an mir akzeptiert, die ich früher verändern wollte.

Briefe in die Zukunft schreiben



Dridi / Reizarme Umgebung

Sneaky – Lange konnte ich mir nicht eingestehen, dass auch ich manchmal reizüberflutet bin. «Ein wahrer Stoiker kann in jeder Umgebung die Phänomenologie des Geistes lesen», dachte ich mir in der Bib, bis der Schall einer weiteren öffnenden Matte-Dose mein Fass zum Überlaufen brachte. Nun vertraue ich mit dieser exklusiven Empfehlung darauf, dass die ZS bei den meisten Studis im Altpapier landet: In leeren Vorlesungssälen lässt sich der Geist viel besser trainieren als in überfüllten Bibliotheken.

Leerer Lehrraum – unentgeltlich



Robert / Eimer für alles

Geständnis – Manchmal, wenn ich meine aufgehobenen Essensreste verschimmelt im Kühlschrank vorfinde, schmeisse ich aus Ekel gleich die ganze Tupperware weg. Dies hat zur Folge, dass ich regelmässig Neue besorgen muss (also bei meinen Eltern «ausleihe»). Die Lösung für diese umweltunfreundliche Angelegenheit fand ich nun im Joghurtregal. Grosse Joghurteimer eignen sich bestens als Tupperwarealternative: Wiederverwendbar und auslaufsicher werden sie erst dann zum Problem, wenn man sich morgens die Nudeln vom Vortag übers Müsli leert.

Züribieter 1kg Joghurt Nature, 3.10 Franken im Migros



Astner / Kleider wärmen Leute

Weggeben – Über alles lässt sich streiten und dazu braucht es bekanntlich zwei. Ausser es geht um meine Kleidung. Da braucht es nur meine Einsicht. Wer braucht schon 7 Kappen, 4 Paar Handschuhe und – no joke – über 20 Jacken. Besser aufgehoben sind sie bei der «Winterhilfe Schweiz». Besonders jetzt, wo die Rauchschwaden über die Lippen huschen und die Sitzbank unter sich im Rhythmus des Körpers zittert. Gut Erhaltenes kann mensch gekennzeichnet per Caritas-Container oder Post senden. Ökologischer als wenn sich Altkleider im globalen Süden häufen und dort mehr Umweltschäden verursachen, als ungefragte Abhilfe schaffen.

Vorbringen ist sogar kostenlos, Clausiusstrasse 45, 8006



Baumann / Du bist reich.

Eingepackt – Wenn irgendwo bei dir zuhause noch eine leere Box steht, dann fülle sie mit kleinen Dingen fürs Leben: Pesto, Spaghetti, Hygieneartikel, Kinderspielzeug. Nicht für dich, aber für andere, die sie brauchen. Gib sie ab oder lass sie abholen – bei 2xWeihnachten, Petite Suisse Kinderhilfe oder Aktion Weihnachtspäckli. Es tut dir nicht weh. Aber es tut anderen gut.

Box füllen – 5 Franken (ungefähr)

«Es ist kompliziert.»

Vor allem, wenn Medien Druck machen



Die Uni, die ETH und der pro-palästin

Seit zwei Jahren befinden sich Studierende und die Hochschulen im Konflikt um Meinungsfreiheit und Nulltoleranz. Die Geschehnisse seit dem 7. Oktober 2023 im Überblick. Eine Recherche.

Gena Astner und Giorgio Dridi (Text) und Mara Schneider (Illustrationen)

Der Auftakt

1.10.23 – In den Gängen der Uni Zürich hängen Plakate mit der Aufschrift: «Solidarität mit Palästina – Intifada bis zum Sieg». Aufgehängt wurden sie vom studentischen Verein «Marxistische Studierende Zürich» (MSZ), der mit dem «Funken» in Verbindung steht, die deutsch-schweizer Sektion der «International Marxist Tendency» (IMT). Letztere ist ein internationaler Zusammenschluss marxistischer Gruppierungen. Der MSZ wirbt damit für eine Veranstaltung auf dem Gelände der ETH und der Uni, um sich über die Unterstützung der Befreiung Palästinas auszutauschen. Von einer Kundgebung ist nicht die Rede.

12.10.23 – Am selben Tag soll der vom Zentrum für Krisenkompetenz der Uni Zürich organisierte «Crisis Conference Call» (CCC) stattfinden, an dem eine Expertin über das Attentat der Terrororganisation Hamas am 7. Oktober und seine Folgen sprechen soll. Doch schon einen Tag nach der Bekanntgabe wird die Veranstaltung ersatzlos abgesagt und jegliche Informationen dazu werden unkommentiert von der Webseite gelöscht.

12.10.23 – Am frühen Morgen interveniert Jonathan Kreutner, Generalsekretär des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds (SIG), und bittet Uni und ETH gemäss 20 Minuten um ein Verbot der Veranstaltung. Eine jüdische Studentin, die anonym bleiben will, zeigt sich erschüttert über die Plakate: «Es ist ein Aufruf zu Gewalt und Krieg. Ich bin überrascht und schockiert, dass ein solches Denken an der Universität besteht», sagt sie gegenüber 20 Minuten und fügt hinzu: «Studentinnen und Studenten haben Angst, an die Uni zu gehen, wenn sie wissen, dass es dort Personen gibt, die sich klar gegen die Existenz von Jüdinnen und Juden sowie Israel positionieren.» Die beiden Hochschulen folgen Kreutners Bitte und sagen die Veranstaltung ab.

Die Uni schreibt dazu, dass sie keinen Aufruf zur Gewalt toleriere: «Der von den Veranstaltern verbreitete Aufruf zur «Intifada bis zum Sieg» ist nicht vereinbar mit der Haltung der UZH. Die UZH unterstützt demokratisch geführte Diskussionen.» Die ETH äussert sich mit demselben Wortlaut und fügt hinzu, dass die «Kundgebung» auf der Polyterrasse nicht bewilligt sei und nicht toleriert werde. Eine «demokratisch geführte Diskussion» hätte die Veranstaltung werden sollen, teilt Flurin, ehemaliger Co-Präsident der MSZ, der ZS mit. Die Medien – allen voran 20 Minuten, gefolgt von der Neuen Zürcher Zeitung (NZZ) und

dem Tages-Anzeiger – hätten fälschlicherweise von einer Kundgebung berichtet. Die Boulevardzeitung titelt: «Unbekannte Gruppe ruft zu Pro-Hamas-Kundgebung in Zürich auf». Nur so kann er sich erklären, dass die Polizei mit drei Kastenwagen auf der Polyterrasse eintraf, um nach kurzer Verwirrung über die fehlende Demonstration wieder umzukehren.

Am selben Tag publiziert die IMT Schweiz ein Statement zur Berichterstattung in den Medien über die angebliche Kundgebung und kritisiert diese scharf. Ein «absoluter Skandal» sei laut IMT auch, dass die JUSO-Führung um Nicola Siegrist bei dieser Repression mitmache. In einem Post auf X unterstützte die JUSO Schweiz das Verbot der Uni Zürich und forderte andere Unis auf, dasselbe zu tun.

Kurz darauf entziehen auch die Unis Bern und Fribourg den marxistischen Studierenden die Räumlichkeiten für Veranstaltungen. In ihrem Statement schreibt die IMT, dass Palästinenser*innen auf einen Status reduziert werden, der sich von einer Art Sklaverei nicht gross unterscheidet: «Sklaven, die allen anderen Rechte beraubt sind, können nur auf das eine Recht zurückgreifen, das ihnen bleibt: das Recht auf Aufstand.» Die Parole: «Solidarität mit Palästina: Intifada bis zum Sieg!» beziehe sich laut IMT auf solch einen Widerstand.

Intifadas bezeichnen Massenaufstände von Palästinenser*innen, die sich gegen die Besatzung des israelischen Staates zur Wehr setzen. Auch Flurin weist auf das Statement von IMT hin und bekräftigt, dass es ihm nicht darum ginge – wie es bürgerliche Medien suggerieren – jüdische Menschen zu vertreiben, sondern das unterdrückerische Regime Israels zu stürzen.

Der Pro-Hamas-Vorwurf diene laut Flurin nur dazu, alle anzugreifen, die sich gegen den Genozid stellen. Trotzdem teile auch er die Methoden der Hamas nicht, denn damit erreiche man keine Befreiung. Statt symbolischer Bekenntnisse aus dem Westen brauche es laut Flurin breite Aktionen wie Generalstreiks in Italien, bei denen sich Hafenarbeiter*innen weigern, mit Waffen beladene Boote Richtung Israel zu bedienen.

13.10.23 – Der SIG fordert die Universität Zürich in einer Stellungnahme auf, den Verein MSZ «genauer unter die Lupe zu nehmen». «Es kann nicht nur dabei belassen werden, eine Veranstaltung zu verbieten», so Kreutner. Ein Verein, der Gewalt duldet, dürfe an einer Bildungsinstitution nicht toleriert werden. Laut einer Medienmitteilung

der Uni sei man mit dem Verein in Kontakt und werde ihn «an die Rechte und Pflichten einer studentischen Organisation erinnern». Würden diese nicht erfüllt, könnte die Aberkennung als studentische Organisation drohen. In ihrer darauffolgenden Stellungnahme warnen die marxistischen Studierenden, die Universität würde einen «sehr gefährlichen» Weg einschlagen, wenn sie dem Verein den Status als studentische Organisation aberkennt, da damit die Rechte der Studierenden auf freie Meinungsäusserung noch weiter beschnitten würden. Das stünde im Widerspruch zur eigenen Forderung der Uni nach demokratischen Diskussionen.

11.12.23 – Die Uni Zürich erntet in einem Positionspapier des VSUZH scharfe Kritik für ihren Umgang mit dem Konflikt zwischen Israel und Palästina: Die Uni handle intransparent und kommuniziere unpräzise, besonders hinsichtlich der Verhängung von Verbandsverboten sowie der kommentarlosen Absage des bisher einzigen von ihr organisierten CCC-Infoevents zum Thema. Das Verbot der marxistischen Aktion vom 12. Oktober werde zwar vollumfänglich unterstützt, die Uni müsse sich jedoch aktiv gegen die Gleichsetzung von Organisationen wie «der Funke» mit friedlichen pro-palästinensischen Positionen stellen, wie diese infolge einer Medienmitteilung der Uni erfolgte. Der Studierendenverband fordert eine Stellungnahme des Rektors und des Zentrums für Krisenkompetenz sowie konkrete Massnahmen, um einen Raum für offenen und sicheren Dialog zu schaffen. Vergleichsweise fanden bereits kurz nach Ausbruch des Krieges in der Ukraine verschiedene Informationsveranstaltungen statt.

28.02.24 – Eine Vertreterin der MSZ hält an der Activity Fair eine Rede, in der sie erklärt, dass der Genozid in Gaza nur durch die Unterstützung des Westens sowie der Uni Zürich möglich sei. Sie fordert Studierende dazu auf, die Petition «Free Palestine: Gegen die Repression der Uni Zürich» zu unterschreiben. Kurz darauf muss sie den Lichthof verlassen: Auf Druck der Unileitung muss die Impulsfabrik des VSUZH, verantwortlich für den Event, den Stand der MSZ räumen. Im darauffolgenden Gespräch mit der MSZ begründet Rektor Michael Schaepman das Vorgehen erneut mit dem «Aufruf zur Gewalt».

27.03.24 – Fünf Studierende von «Lunches for Palestine»* halten vor dem Hauptgebäude der Uni Schilder

mit Slogans wie «Stop the Genocide!», «Ceasefire now!» und «UZH doesn't want you to see this» hoch. Gemäss eines Beteiligten werden diese kurz darauf von Sicherheitsangestellten der Uni weggeschickt. Die Studierenden verlagern sich auf den Gehsteig vor dem Hauptgebäude. Nach mehreren Stunden trifft die Polizei ein, interveniert jedoch nicht.

*Nachdem jeder Versuch scheiterte, eine Veranstaltung über Palästina zu organisieren, entsteht «Lunches for Palestine» mit dem Motto: «Let's talk about Palestine, because UZH doesn't.» Später formieren sich daraus die Bewegung «Students for Palestine» (SfP) sowie die offiziell Studierendenorganisation «Palestine Student Association» (PSA).

28.05.24 – SfP startet eine Solidaritätspetition für einen christlich-palästinensischen Studenten an der Uni Zürich. Dieser wurde von einem Professor für Wirtschaft rassistisch angegriffen. Laut dem Petitionstext nannte ihn der Professor einen «Islamofascist», nachdem er die Ansichten des Professors zu israelischen Institutionen hinterfragt hatte. Nach Angaben der Petent*innen hatte der Angriff seinen Ursprung in der Kufiya, die der Student über seinen Schultern trug: Der Professor habe diese als Provokation empfunden. Der Student, der anonym bleiben möchte, wird laut eigenen Aussagen später von der Uni verwahrt. Ob dem Professor Konsequenzen drohen, ist bis heute unklar. Auf Nachfrage der ZS gibt die Uni aus personen- und datenschutzrechtlichen Gründen keine Auskunft zum Verfahren und allfälligen Massnahmen. So bleibt auch unklar, gegen welche Regeln der Student verstossen haben soll.

28.05.24 – SfP startet eine Solidaritätspetition für einen christlich-palästinensischen Studenten an der Uni Zürich. Dieser wurde von einem Professor für Wirtschaft rassistisch angegriffen. Laut dem Petitionstext nannte ihn der Professor einen «Islamofascist», nachdem er die Ansichten des Professors zu israelischen Institutionen hinterfragt hatte. Nach Angaben der Petent*innen hatte der Angriff seinen Ursprung in der Kufiya, die der Student über seinen Schultern trug: Der Professor habe diese als Provokation empfunden. Der Student, der anonym bleiben möchte, wird laut eigenen Aussagen später von der Uni verwahrt. Ob dem Professor Konsequenzen drohen, ist bis heute unklar. Auf Nachfrage der ZS gibt die Uni aus personen- und datenschutzrechtlichen Gründen keine Auskunft zum Verfahren und

allfälligen Massnahmen. So bleibt auch unklar, gegen welche Regeln der Student verstossen haben soll.

5.07.24 – Die Palestine Student Association (PSA) wird offiziell von der Impulsfabrik des VSUZH als Studierendenorganisation anerkannt und bezüglich der Ausstellungsorganisation zum offiziellen Kollaborationspartner der MSAZ.

27.09.24 – Die von der PSA geplante Vorführung des Films «Gaza fight for Freedom» wird am Tag zuvor von der Uni abgesagt. Der Präsident der PSA erhält am Vortag einen Anruf, in dem es heisst, dass der Event nicht stattfinden könne, weil ein Sicherheitsdispositiv fehle. Die Studierenden setzen sich durch, werden aber in einen Raum mit einer Sicherheitskamera versetzt.

14.04.24 – Die PSA organisiert ein Screening des Oscar-Preisträgerfilms «No Other Land» in der Rechtswissenschaftlichen Uni-Bibliothek. Aufgrund angeblicher Sicherheitsbedenken von Seiten der Uni sind lediglich Studierende zur Veranstaltung zugelassen. Laut PSA hätten andere Studierendenorganisationen keine solchen Vorgaben.

7.05.24 – Gemeinsam mit den Fachvereinen Philosophie und Filmwissenschaft organisiert die PSA den Vortrag «Threats Ahead of a Democratic and Progressive Syria» mit dem Gastprofessor Joseph Daher. Im Veranstaltungsraum im Hauptgebäude der Uni befindet sich eine Überwachungskamera. Um den Teilnehmenden Persönlichkeitsschutz zu bieten, decken die Organisator*innen die Sicherheitskamera im Seminarraum ab. Kurz darauf betritt laut PSA ein Sicherheitsangestellter der Uni den Raum und fordert die Studierenden auf, aufgrund einer angeblichen Überhitzungsmeldung die Abdeckung über der Kamera zu entfernen.

22.08.24 – Die Uni Zürich hält eine Podiumsdiskussion zur Krise im Nahen Osten ab, die vom «UZH Zentrum für Krisenkompetenz» organisiert wurde. Neben Frank Rühli, Co-Leiter des Krisenkompetenzentrums, nehmen am Podium Konrad Schmid, Professor für alttestamentliche Wissenschaft und frühjüdische Religionsgeschichte, Elham Manea, Professorin für Politikwissenschaft, Dina Pomeranz, Professorin für Mikroökonomie und Jasr Kawkby, Kinderarzt am Stadtspital Triemli, teil. Während Kawkby, der in Gaza aufgewachsen ist, die Perspektive Palästinas einbringt, bringt Pomeranz die jüdische ein.

mensische Aktivismus

30.09.25 – Zum Semesterstart führt die PSA einen Kick-off Event durch. Dabei sollte ein Film gezeigt werden. Für das Vorführen von Filmen wird jedoch eine Filmlizenz benötigt. Zugleich verlangt die Uni jedoch auch dafür ein Patronat bzw. eine wissenschaftliche Einordnung. Gemäss der PSA hat die Uni diese unerfüllten Bewilligungsbedingungen als Grund für die Absage der Filmvorführung genannt. Wer in welchen Fällen über die Patronatspflicht einer Veranstaltung entscheidet, liess die Uni aber trotz Nachfragen unbeantwortet.

30.09.24 – Zum Semesterstart führt die PSA einen Kick-off Event durch. Dabei sollte ein Film gezeigt werden. Für das Vorführen von Filmen wird jedoch eine Filmlizenz benötigt. Zugleich verlangt die Uni auch dafür ein Patronat bzw. eine wissenschaftliche Einordnung. Gemäss der PSA nennt die Uni später diese unerfüllten Bewilligungsbedingungen als Grund für die Absage der Filmvorführung. Wer in welchen Fällen über die Patronatspflicht einer Veranstaltung entscheidet, lässt die Uni trotz mehrerer Nachfragen der PSA unbeantwortet.

28.10.25 – Die PSA hält einen Lesezirkel zu Ghassan Kanafanis «The 1936-39 Revolt in Palestine» im Hauptgebäude der Uni Zürich. Laut den Organisator*innen stellt die Uni kurz vor der Veranstaltung Fragen zu Sicherheitsdispositiv und Besucher*innen. Der PSA wird 21 Stunden zur Antwort gegeben. Die Studierenden reagieren rechtzeitig, sodass der Lesezirkel stattfinden kann – erneut in einem Raum mit Sicherheitskameras.



Lambert «ein linksextremes, von postkolonialen Ideologien beeinflusstes Weltbild». Lambert wird unterstellt, die Gewalttaten der Hamas zu entschuldigen und die Terrororganisation zu unterstützen.

8.04.24 – Die ETH sagt Léopold Lamberts Vortrag zum Siedlerkolonialismus in Palästina zwei Tage vor Veranstaltungsdatum ab. Laut einer Stellungnahme der ETH-Leitung verfüge Lambert zwar über die «entsprechende Fachexpertise», begründet wird die kurzfristige Absage aber damit, dass sich Lambert nicht «glaubhaft und genügend explizit von Gewalt» distanzieren. Als Reaktion darauf veröffentlicht das Magazin «The Funambulist» einen Tag später einen Artikel, in dem Auszüge aus dem E-Mailverkehr zwischen Lambert und dem Rektor der ETH vorkommen. Daraus geht hervor, dass sich Lambert weigerte, die Stellungnahme «Solidarity with people in the Middle East» der ETH zu unterzeichnen, da sich diese nicht konkret auf das Leid der Palästinenser*innen beziehe.*

*Die Webseite der Solidaritätsbekundung der ETH ist heute nicht mehr zugänglich.

13.04.24 – Rektor Günther Dissertori, Departementsleiter Matthias Kohler und Professor Philip Ursprung nehmen in einem Interview mit der NZZ erstmals Stellung zu den Extremismusvorwürfen innerhalb des Architekturdepartements der ETH. Die drei Vertreter distanzieren sich von den Vorwürfen zum strukturellen Antisemitismus und Israel-Hass. Sie betonen, dass Meinungs- und Forschungsfreiheit ein hoch geschätztes Gut sei. Demnach habe Léopold Lambert auch das Recht, sich nicht «glaubhaft von Gewalt zu distanzieren», müsse aber entsprechend auch mit Konsequenzen rechnen. Gegenüber Diskriminierung und Beleidigung herrsche an der ETH eine Nulltoleranz.

16.05.24 – ETH-Architekturprofessorin Samia Henni erhält eine Morddrohung: An ihrer Bürotür hängt eine schwarz-weiss Kopie von Xenia Hausners «Bullet in the Head». Das Gemälde bildet eine Frau ab, die sich eine Schusswaffe an den Kopf hält. Henni benachrichtigt das Dekanat, das Threat Management Team der ETH und die Stadtpolizei Zürich. Studierende starten infolgedessen eine Petition, in der sie Rechenschaft Henni und rechtliche Massnahmen für die Aktion fordern. Grundsätzlich werden alle Meldungen vom Bedrohungsmanagement (BM) auf ihre Kriterien hin überprüft, bevor sie als Fälle weiterbearbeitet werden. Wird die drohende Person identi-

fiziert wird sie vom BM befragt und es wird über mögliche Konsequenzen wie etwa Exmatrikulation oder Entlassung entschieden. Inwieweit dieses Protokoll bei Samia Henni befolgt wurde oder ob eine Täter*in ausfindig gemacht wurde, lässt das BM unbeantwortet. Auch die Frage, wann Studierendenproteste die Bedrohungskriterien der BM erfüllen, lässt das BM unbeantwortet.

2.06.24 – Auf der Website des Vereins «Speak Up! in Academia» nimmt dessen Präsidentin Dr. Margrit Hugentobler Stellung zum NZZ-Artikel von Stephan Trüby. Sie stellt klar, dass die Vorwürfe gegen Gastprofessorin Samia Henni «erfunden, unwahr oder aus dem Kontext gerissen» sind: «Fünf Professor*innen des Departements Architektur (zwei davon Betreuer ihrer Dissertation) widerlegten die Aussagen von Trüby Punkt für Punkt in einer ETH-internen Mitteilung am 25. April.» Sie kritisiert die NZZ für die ausgebliebene Überprüfung der Fakten sowie die nicht erfolgte Kontaktaufnahme mit Henni vor der Veröffentlichung des Beitrags. Ausserdem hält sie fest, dass die NZZ eine Richtigstellung der Fakten mehrfach ablehnte. Den Brief unterzeichnen 25 sowohl aktive als auch emeritierte Professor*innen und zehn Mitarbeitende der ETH Zürich. Henni wendet sich im Juni an die Ombudsperson an Trübys Universität und bittet um eine Untersuchung wegen wissenschaftlichen Fehlverhaltens ihres Mitarbeiters.

06.06. – Die NZZ veröffentlicht unter Trübys Beitrag eine Klarstellung, in der behauptet wird, dass die Darstellung Hennis als Vertreterin antisemitischer Positionen wie der Absprache des Existenzrechts von Israel nicht intendiert gewesen sei. Der Artikel bleibt nach wie vor öffentlich. Darüber zeigt sich Trüby gegenüber «The Architect's Newspaper» erfreut: Seine Kritik sei rechtlich unanfechtbar, da sie korrekt sei, und werde «nur durch ein Sternchen-Nachwort» ergänzt. Im Juli 2024 lehnt die Ombudsperson von Trübys Universität Hennis Antrag ab. Infolgedessen reicht Henni eine Strafanzeige sowie eine Zivilklage ein. Die Klage dient laut Henni dazu, die Wissenschaftsfreiheit zu verteidigen, Falschinformationen und Verleumdungen anzuprangern sowie ihre Bürgerrechte und ihre persönliche Sicherheit zu schützen. Sollte sie den Rechtsstreit gewinnen, werden alle Spenden unter 1000 Franken an das Netzwerk «Scholars at Risk», das sich für Wissenschaftsfreiheit und den Schutz von Wissenschaftler*innen einsetzt, gespendet. Höhere Beiträge könnten zurückerstattet werden.

Im Fadenkreuz der NZZ

19.03.24 – Die NZZ veröffentlicht einen Gastbeitrag des Stuttgarter Architekturprofessors Stephan Trüby mit dem Titel «Israelhasser an der ETH Zürich: Nun soll ein Hamas-Unterstützer auftreten». Laut Trüby rangiere die ETH «unter allen wichtigen Bildungsstätten weltweit auf einem Spitzenrang, was Israelhass angeht». Scharfe Kritik richtet Trüby besonders an Samia Henni, damals Gastprofessorin an der ETH. Trüby erklärt nicht nur ihre Forschungsarbeit «Architecture of Counterrevolution. The French Army in Northern Algeria» für unwissenschaftlich, sondern greift sie auch für ihre Kritik an zionistischer, kolonialer Gewalt sowie die Unterstützung des Boykotts des israelischen Pavillons auf der Kunstbiennale in Venedig an.

28.03.24 – Die NZZ kritisiert in einem Artikel den Vortrag «Weaponized Architecture: Settler Colonialism and the Built Environment in Palestine» von Professor Léopold Lambert an der ETH. Organisiert wird dieser seit Mitte Januar von Studierenden der Gruppe «Unmasking Space». Als Politaktivist und Herausgeber des Architekturmagazins «The Funambulist» propagierte

Die Sitzstreiks und ihre Folgen

7., 14., und 31.05.24 – Jeweils am späten Vormittag versammeln sich studentische und nicht-studentische Demonstrierende in Zürich in den Eingangsbereichen zweier Hochschulen: am 14. Mai im Lichthof der Universität, am 7. und 31. des gleichen Monats in der Haupthalle der ETH Zürich. Zwischen sechzig und hundert Personen nehmen jeweils an den unbewilligten Sitzprotesten teil – so bestätigen es die Medienstellen der Hochschulen und die Zürcher Staatsanwaltschaft.

Die Teilnehmenden führen Sit-ins durch, um öffentlich ihr Entsetzen über den Völkermord im Gazastreifen und im Westjordanland auszudrücken, Diskussionen anzustossen und Forderungen an die Hochschulen zu stellen. Besonders die Technologietransfers der ETH, so die Studierenden, würden zur Kriegsführung beitragen. Sie fordern: «No tech for genocide.»

Die ETH Zürich ruft an beiden Sit-ins die Polizei, die Demonstrierende rausträgt und reicht anschliessend 40 Strafanzeigen wegen Hausfriedensbruch und Teilnahme an einer unbewilligten Demonstration ein. Die beiden Aktionen hätten den Lehrbetrieb gestört. Studierende berichten, dass erst mit dem Eintreffen der Polizei Durchgänge versperrt werden. Die Uni-Leitung teilt den Demonstrierenden zu Beginn der Aktion am 14. Mai mit: Der Protest werde bis 17 Uhr geduldet, wenn er friedlich bleibe und den Betrieb nicht störe. Laut einer Vertreterin von Students for Palestine (SfP) verspreche die Uni dafür, Studierenden noch am selben Tag ein Gespräch mit der Uni-Leitung.

Die Demonstrierenden warten vergeblich. Als die Polizei den Lichthof räumen will, erinnern die Protestierenden die Universitätsleitung an den zuvor versprochenen Dialog. Diese erklärt sich schliesslich bereit: Drei Vertreter*innen von SfP sollen hinter verschlossenen Türen zu einem Gespräch empfangen werden. Eine SfP-Vertreterin sagt: «Unter solchen Bedingungen handelt es sich beim Austausch bloss um einen formalen Akt, der lediglich den Anschein von Mitbestimmung erweckt.» Sie fordern daher eine Liveübertragung oder Aufzeichnung des Gesprächs, doch die Uni lehnt ab. Daraufhin verlassen die Protestierenden den Lichthof friedlich.

Frustriert über den ausbleibenden Dialog mit dem Rektorat verkündet SfP eine weitere Kundgebung an der Uni. Um diese zu verhindern, führt die Stadtpolizei Zürich ab Mittag «präventive Zugangskontrollen» am Hauptgebäude der Universität durch. Alle, die das Gebäude betreten wollen, müssen sich ausweisen und ihre Taschen öffnen. Personen mit Kuffa werden abgewiesen oder müssen diese abgeben, wie Betroffene berichten. Der VSUZH kritisiert das Vorgehen scharf: «Das Mitführen von persönlichen Gegenständen wie Kuffa wurde als Vorwand genutzt, um

Studierende ohne rechtliche Grundlage von der Universität fernzuhalten», teilen die Co-Präsidenten des VSUZH, Sébastien Margot und Dominic Tobler in einer Medienmitteilung mit. Die Universitätsleitung betont, dass sie über das Vorgehen der Polizei nicht informiert gewesen sei und der Einsatz weder angefordert noch mit ihr koordiniert wurde. Gegen 16 Uhr versammeln sich rund fünfzig Demonstrierende, unter ihnen auch Professor*innen, vor der Universität, umgeben von Polizeiabsperungen, Wasserwerfern und Beamten mit Gummischrotwaffen. Die Polizei löst die unbewilligte Kundgebung auf, setzt Pfefferspray ein und gibt einen Schuss Gummischrot ab. Mehrere Personen werden kurzzeitig festgenommen oder weggewiesen.

17.05.24 – Der VSUZH fordert in einem Antrag, dass die Universität Zürich ihre Kooperationen mit drei israelischen Hochschulen beendet, die Teil des israelischen Militärapparates sind oder diesen unterstützen: die Hebrew University in Jerusalem, die Universität Haifa und die Bar-Ilan-Universität in Tel Aviv. Laut Aussagen des VSUZH stellt sich dieser Moment später als Kippunkt in seiner Zusammenarbeit und Kommunikation mit der Uni heraus.

Anders positionieren sich der Verband der Studierenden an der ETH (VSETH) sowie der Dachverband der Schweizer Studierendenschaften (VSS). Sie distanzieren sich von den Pro-Palästina-Protesten und Boykottforderungen. Laut VSS seien Proteste an Hochschulen zwar ein legitimes Mittel der Meinungsäusserung, doch hätten die aktuellen Bewegungen mit «diskriminierenden Forderungen und Aufrufen zu Gewalt» ihre Legitimation verloren.

Co-Präsident Gazmendi Noli bezeichnet den Antrag des VSUZH als pauschalen Boykott und fordert eine differenziertere Betrachtung: Die israelischen Universitäten seien vielfältiger als ihre militärischen Forschungsprogramme und Kooperationen in zivilen Bereichen seien weiterhin zu begrüssen.

30.05.24 – In einem Interview mit «UZH Kommunikation» spricht Rektor Michael Schaepman über das aktuelle Klima an der Uni Zürich. Die Uni präsentiert er als Ort der Wissensvermittlung, die etwa «zur Klärung von völkerrechtlichen Fragen beitragen» könne. Zur «diplomatischen Lösung des Konflikts» beizutragen, läge jedoch nicht im Aufgabenbereich der Uni.

Zum Polizeieinsatz sagt Schaepman: «Die Polizei kann über Informationen verfügen, die es rechtfertigen, für öffentliche Sicherheit zu sorgen. Ich gehe davon aus, dass die Polizei nach ihrem Kenntnisstand mit guten Gründen gehandelt hat. Wir sind mit der Polizei im Dialog zu den Vorkommnissen.» Auch die Sicherheit jüdischer Studierender wird thematisiert. Ihre Sorgen seien nachvollziehbar. Die Uni dulde we-

der physische und verbale Gewalt unter Studierenden und Mitarbeitenden noch Rassismus, Antisemitismus oder Vorverurteilung von Menschen aufgrund ihrer Herkunft oder Religion: «Als Rektor ist es meine Pflicht zu gewährleisten, dass alle Mitarbeitenden und Studierenden sich an der UZH sicher fühlen und ihre Meinung frei und ohne Angst äussern können. Aber auch die Mitwirkung aller Angehörigen der UZH ist notwendig», so Schaepmann.

5.12.24 – Der VSUZH beschliesst, die Mitgliedschaft im VSS vorübergehend zu beenden. Grund dafür seien unter anderem strukturelle Probleme und Kommunikationsmängel rund um Pro-Palästina-Proteste. Der VSUZH kritisiert unter anderem «ungeahndete Verstösse gegen Reglemente», etwa bei öffentlichen Stellungnahmen, die ohne Abstimmung mit den Sektionen getroffen wurden. Dies habe «das Vertrauen in den Verband erheblich geschädigt».

19.02.24 – Der VSUZH entscheidet mit deutlichem Mehr die bisherigen Verfahrenskosten für die Sitzproteste von neun angeklagten Studierenden der Uni Zürich im Wert von 7200 Franken zu übernehmen. Dazu werden fünf Studierende, die gegen ihren Strafbefehl in Berufung gehen wollen, bei dieser «strategischen Prozessführung» mit je 1000 Franken unterstützt. Sébastien Margot, Co-Präsident des VSUZH, erklärt, der Verband sehe sich in der Verantwortung, sich für die betroffenen Studierenden einzusetzen: «Meinungsfreiheit und das Recht auf politische Partizipation sind zentrale demokratische Grundrechte, die auch an Hochschulen gewährleistet sein müssen.»

11.04.25 – Gegen den Beschluss zur Übernahme der Verfahrenskosten durch den VSUZH wird von Liya Bruman, Studentin in Fribourg, Einsprache erhoben. Sie fordert, dass der Beschluss auf Statutenkonformität überprüft wird und hinterfragt, ob sich die Antragstellerin, die zwischenzeitlich von ihrem Amt als Co-Präsidentin des VSUZH zurücktrat, ungerechtfertigt bereichert habe.

20.06.25 – An einer Sitzung der Einsprachekommission (ESK) wird die Einsprache geprüft. Dabei wird festgestellt, dass die Antragstellerin in keinem Interessenkonflikt stand, da sie zum Zeitpunkt des Antrags nicht mehr als Co-Präsidentin tätig war. Hinsichtlich der Statuten stellt die ESK jedoch fest, dass der Antrag im Widerspruch mit den Statuten steht: Die Vertretung von Studierenden gegenüber der ETH sei nicht Aufgabe des VSUZH. Weiter heisst es, dass der VSUZH mit dem VSETH Zusammenarbeit hätte suchen müssen. Wie die Antragstellerin jedoch berichtet, hätte der finanzkäftige VSETH, der die Sitzproteste öffentlich verurteilt, kein Interesse an einer Zusammenarbeit gehabt.

28.07.25 – Die ESK beschliesst, dass der Entscheid vom 19. Februar 2025 nicht statutenkonform ist und aufzuheben sei. Sechs Tage später wird der Beschluss dem VSUZH mitgeteilt. Nun startet die einmonatige Frist, den Entscheid anzufechten.

26.08.25 – Ein grosses Polizeiaufgebot versammelt sich zum Prozessauftakt vor dem Bezirksgericht Zürich. Ein solches Dispositiv kenne Zürcher Anwalt Marcel Bosonnet, der gemeinsam mit Philip Stolkin die Studierenden verteidigt, nur aus Terroristenverfahren, teilt er der Republik mit. 17 der 36 angeklagten Studierenden fechten die Strafbefehle der ETH an. Vier davon stehen an diesem Tag, drei am 17. September und der Rest an noch offenen Daten vor Gericht. Die beiden Rechtsanwälte kritisieren scharf, dass das Bezirksgericht Zürich die Verfahren gegen die Studierenden getrennt führt. Obwohl es sich um ein und dasselbe Ereignis handle, seien mehrere Einzelrichter*innen für verschiedene Prozesse zuständig.

Die Verteidiger warnen, diese Aufspaltung berge die Gefahr widersprüchlicher Urteile. Grundsätzlich zeigen Bosonnet und Stolkin kein Verständnis dafür, dass überhaupt strafrechtlich gegen die Demonstrierenden vorgegangen wird. Friedliche Proteste hätten nichts im Strafrecht verloren, argumentieren sie. Besonders dann nicht, wenn junge Menschen auf einen möglichen Genozid und auf die Verstrickungen ihrer Hochschule aufmerksam machten. «Die Staatsanwaltschaft hätte von einer Strafverfolgung absehen können und müssen, weil kein öffentliches Interesse an einer Bestrafung besteht», sagt Stolkin gegenüber der Republik.

1.09.25 – Die Antragsstellerin und die kriPo fechten den Entscheid der ESK an. Der Antrag vom 19. Februar vertrete sehr wohl die Interessen der Studierenden der Uni Zürich gegenüber der Öffentlichkeit. Die Meinungs- und Versammlungsfreiheit der Studierenden sei ein öffentliches Anliegen, insbesondere in Bezug auf die schweizweiten Studierendenproteste 2024. Dazu wird betont, dass die ETH und die Uni Zürich eng miteinander verbunden seien – in Forschung, Infrastruktur und studentischen Organisationen – und daher das Recht der Uni-Studierenden auf freie Meinungsäusserung auch an der ETH zu schützen sei.

28.10.25 – Das Bezirksgericht Zürich spricht in zwei Verfahren die sieben einvernommenen Angeklagten teilweise frei. Im ersten Verfahren erhalten zwei von drei Beschuldigten bedingte Geldstrafen von 20 Tagessätzen à 30 Franken wegen Hausfriedensbruchs, bei einer Probezeit von zwei Jahren. Vom Vorwurf der Teilnahme an einer unbewilligten Demonstration werden alle freigesprochen, da die entsprechende städtische Polizeiverordnung auf dem ETH-Gelände als Bundesinstitution nicht anwendbar ist.

Im zweiten Verfahren werden drei von vier Angeklagten ebenfalls wegen Hausfriedensbruchs schuldig gesprochen. Sie erhalten bedingte Geldstrafen von 30 Tagessätzen zu 30 bzw. 60 Franken, ebenfalls mit einer Probezeit von zwei Jahren. Beim vierten Beschuldigten wird das Verfahren eingestellt. Das Gericht betont, die ETH habe ihr Hausrecht konsequent durchgesetzt, und die Angeklagten hätten den Aufforderungen, das Gebäude zu verlassen, Folge leisten müssen.

Sie weist daraufhin, dass es legale Wege gegeben hätte, auf die Lage in Gaza aufmerksam zu machen. Als Beispiel dafür nannte sie, laut einem Angeklagten, Protest in den sozialen Medien. Die Urteile sind noch nicht rechtskräftig. Bosonnet und Stolkin kündigen unmittelbar nach der Urteilsverkündung Berufung an. Die Genozidkonvention führe zu einer unmittelbaren Verpflichtung der Staaten, Massnahmen zur Verhütung von Völkermord zu ergreifen, auch wenn der Staat nicht aktiv am Genozid beteiligt sei, so Bosonnet gegenüber der Republik. Die Genozidkonvention stünde laut den Anwälten rechtlich gesehen über der Hausordnung der ETH.



Zur Ausstellung «Palästina – Zwischen Geschichte und Aktualität»

27.11.23 – Die Muslim Student Association Zurich (MSAZ) stellt in Absprache mit dem Verband der Studierenden der Universität Zürich (VSUZH) beim Rektorat der Uni Zürich einen Antrag für eine Ausstellung zur Geschichte Palästinas, wie sie vom 4. bis 16. Dezember 2023 an der Universität Genf bereits stattfand. Organisiert wird sie in Zusammenarbeit mit der Association des Étudiant.e.x.s Turco-Genevois.e.x.s, der Association du monde arabe und der Association musulmane des étudiant-es. Sie stellen der MSAZ ihre Materialien zur Verfügung, die für die Veranstaltung in Zürich übersetzt und überarbeitet werden. Als Grundlage der Ausstellung dienen Geschichtsbücher zur Thematik, die wissenschaftlich zitiert werden. Die Durchführung ist für den 22. bis 28. März geplant.

12.03.24 – Die Vorbereitungen für die Posterausstellung «Palästina – Zwischen Geschichte und Aktualität» sind im Gange. Die für Veranstaltungen im Lichthof geltenden Brandschutzvorgaben werden in Absprache mit der Uni umgesetzt. Ansonsten kommuniziert die Uni keinerlei potenzielle Problemstellen. Kurz darauf verschiebt der Rektoratsdienst die Ausstellung um drei Tage: Die Inhalte müssten geprüft werden.

18.03.24. – Nach einem Austausch mit dem Rektorat in Genf zieht die Uni Zürich die Bewilligung für die Ausstellung zurück. Gemäss Aussagen der Organisator*innen begründet die Uni die zurückgezogene Bewilligung damit, dass bereits der Verein Shoqata Studenti sowie die Ukrainian Association of Students and Academics in Zurich (UASAZ) ähnliche Anfragen gestellt hätten und ebenfalls noch keine Zusage erhielten. Man habe aber vor, die Ausstellungen gemeinsam durchzuführen. Zudem fordert die Uni eine kommunikative Begleitung als eine Art Patronat. Das heisst, die Inhalte müssen durch eine Professor*in betreut werden.

25.03.24 – Eine Woche später lädt das Rektorat die Organisator*innen der Ausstellung zum Gespräch ein, um über die Patronatspflicht zu sprechen. Zudem schlägt das Rektorat vor, die Veranstaltung ins Herbstsemester 2024 zu verschieben, um sie gemeinsam mit den anderen Ausstellungen zu aktuellen Kriegs- und Konfliktgebieten zu präsentieren.

6.04.24 – Die MSAZ erhält den Entscheid, dass die Ausstellungsreihe zusammen mit dem UASAZ und den Shoqata Studenti ins Herbstsemester 2024 verschoben wird.

17.04.24 – Rektor Schaepmann nimmt an einer Ratssitzung des VSUZH teil, um über den Israel-Palästina-Konflikt zu sprechen. Da-

bei wird auch über die verschobene Ausstellung gesprochen: Gemäss Aussagen der PSA habe der Rektor diese genehmigt, was als Zustimmung der Uni gesehen werde.

28.05.24 – Am selben Tag erhält die MSAZ für das Patronat ihrer Ausstellung zwei Expert*innen zugeteilt: Hans Lukas Kieser, Professor für Geschichte der Neuzeit, insbesondere der osmanischen und postosmanischen Welt, und Dina Pomeranz, jüdische Professorin für Mikroökonomik. Gemäss Organisator*innen der Palästina-Ausstellung benötigen die Shoqata Studenti und die UASAZ für ihren Beitrag zur Ausstellungsreihe im Gegensatz dazu nur eine Patronatsinhaber*in und können selbst entscheiden, wer ihre Inhalte als Expert*in beaufsichtigt. Die Ablehnung einer von der MSAZ vorgeschlagenen Expert*in begründet das Rektorat damit, dass diese keinen Lehrstuhl innehatte und somit nicht patronatsberechtigt sei. Dass dieses Kriterium auch nicht auf Kieser zutrifft, scheint jedoch kein Problem zu sein.

Auf Nachfrage der ZS schreibt die Medienstelle der Uni heute dazu: «Es handelte sich damals um eine wissenschaftliche Begleitung und nicht um ein Patronat im Sinne der Patronatsregelung der UZH für Veranstaltungen ausserhalb der Lehre.» Diese Stellungnahme widerspricht der bisherigen Argumentation der Universität.

16.07.24 – In einer Besprechung zur Ausstellungsreihe im kommenden Semester werden der Durchführungszeitpunkt, die Materialien, die Kompetenzen der Expert*innen sowie der Titel und allfällige partizipative Ansätze beschlossen. Gemäss den Organisator*innen sollen die Expert*innen der Universität eine unterstützende, beratende Rolle einnehmen und die Studierenden die Verantwortung über die Ausstellungsinhalte übernehmen.

20.07.24 – Die Ausstellungsinhalte werden an die Expert*innen kommuniziert. Die Rückmeldung zu den Inhalten erhalten die MSAZ und die PSA neun Tage später. Bis im September bleiben die Studierendenvereine in andauerndem Austausch mit den Expert*innen.

13.08.24 – In einem Gespräch mit dem Rektoratsdienst über die Ausstellung sowie weitere Veranstaltungen zum Israel-Palästina-Konflikt äussert die Uni Bedenken über die Form der Ausstellung und deutet an, dass die geplante Podiumsdiskussion dazu wahrscheinlich nicht stattfinden wird. Am nächsten Tag erhalten die MSAZ und PSA jedoch die definitive Raumbestätigung im Lichthof der Uni Zürich für die Ausstellung vom 14. bis zum 18. Oktober 2024.

4.09.24 – Die Ausstellungsreihe wird wegen Bedenken von Seiten der Uni nun doch abgesagt. Statt-

dessen ist neu vom Konzept «Dialograum UZH» die Rede. Die Ausstellungen sollen neu getrennt voneinander durchgeführt und von einem «Disclaimer» der Uni begleitet werden. Das Konzept wird sechs Tage später publiziert.

23.09.24 – Der Rektoratsdienst kommuniziert der MSAZ und der PSA erneut vermehrte Bedenken zur Ausstellung aufgrund verschiedener Rückmeldungen aus universitätsinternen Kreisen. Genauere Erklärungen werden den Studierenden keine genannt.

1.10.24 – Nach einem erneuten Gespräch zwischen den Studierendenorganisationen und dem Rektoratsdienst werden die Expert*innen beauftragt, die Ausstellungsinhalte bis zum 6. Oktober nochmals zu überprüfen. In Absprache mit der Uni wird eine weitere, von den Studierenden ausgewählte Fachexpert*in für zusätzlichen Input mit einbezogen. Nach der vermehrten Überarbeitung wird die finale Version dem Rektorat am kommunizierten Abgabedatum übergeben. Laut Aussagen der PSA befindet die zusätzliche universitäre Fachexpert*in, die anonym bleiben möchte, die Ausstellungsinhalte für gut.

9.10.24 – Weniger als eine Woche vor der geplanten Posterausstellung «Palestine – Between History and Current Events» der MSAZ und der PSA wird diese von der Uni-Leitung nun endgültig abgesagt. Laut Aussagen der PSA wird dies damit begründet, dass die neu gegründete «Taskforce Nahostkonflikt» die Inhalte «aufgrund der verspäteten Abgabe» nicht rechtzeitig überprüfen hätte können. Gemäss Aussagen der PSA habe die Abgabe zwar auch beim Verein Shoqata Studenti verspätet erfolgt, dank ihrer motivierten Patronatsprofessor*innen konnte ihre Ausstellung jedoch trotzdem umgesetzt werden. Über das weitere Vorgehen würde in der kommenden Woche beraten und dann wieder Kontakt mit den Studierendenvereinen aufgenommen werden.

Auf Nachfrage des VSUZH, wer in der Taskforce sitze, antwortet die Uni, dies zum Schutz dieser Personen nicht offenlegen zu wollen. Laut einer Stellungnahme auf Anfrage der ZS setzt sich «die von der Universitätsleitung eingesetzte Arbeitsgruppe aus Mitgliedern der Abteilungen Sicherheit und Umwelt, Kommunikation und Rektoratsdienst» zusammen. Diese beschäftigte sich mit dem «Mehraufwand», der durch geopolitische Konflikte entstanden sei. Zur Absage der Ausstellung schreibt die Medienstelle heute, «dass deren Inhalte nicht mit den Werten und Prinzipien der UZH für einen wissenschaftlichen Dialog sowie einer ausgewogenen Darstellung im Einklang stehen. Für die UZH ist ein faktenbasierter, ausgewogener und konstruktiver Austausch zentral. Das vorliegende Konzept enthielt jedoch eine ein-

seitige, konfrontativ angelegte Darstellung, die zu einer weiteren Polarisierung hätte führen können.»

14.10.24 – Die MSAZ und die PSA stellen Teile der Ausstellung auf Pappkartons im Lichthof trotz Absage aus. Diese werden laut PSA kurz darauf von Sicherheitsangestellten der Uni entfernt und konfisziert. Die Materialien könnten erst gegen Unterschrift beim Rektoratsdienst wieder zurückverlangt werden.

22.10.24 – In einem offenen Brief an die Unileitung, den Unirat und Rektor Schaepman bringt der VSUZH seine «Enttäuschung über die kurzfristige Absage dieser Ausstellung» zum Ausdruck. Der Studierendenverband kritisiert die intransparente Entscheidungsfindung der Uni sowie die fehlende Einbindung der Studierendenperspektive. Besonders enttäuschend sei, dass «kein konkreter Zeitplan für eine Verschiebung genannt wurde.»

6.11.24 – Nach Absage der Palästina-Ausstellung soll diese auf Anfrage der PSA hin an der Veranstaltung «Lange Nacht der Kritik» (LNDK) der Fraktion kritische Politik (kriPo) vom 7. November durchgeführt werden. Als die Uni davon Wind kriegt, kontaktiert sie die kriPo am Vortag des Events: Da die Ausstellungsinhalte, wie sie der Uni-Leitung präsentiert wurden, nicht mit den Werten und Prinzipien der Uni zum wissenschaftlichen Dialog vereinbar seien, könne die Uni keine Raumbestätigung dafür erteilen.

Die kriPo kommuniziert ihre Enttäuschung und ihr Unverständnis über das Vorgehen der Uni: «Die Universität muss ein Raum bleiben, in dem auch unliebsame Themen behandelt werden dürfen. Dieses repressive Vorgehen durch die Universität verurteilen wir.» Die Frage, welche Inhalte der Ausstellung konkret gegen diese Richtlinien verstossen würden, hat die Uni der Fraktion bis jetzt nicht beantwortet.

7.11.25 – Auf Anfrage der ZS schreibt die Medienstelle: «Die UZH schätzt und anerkennt das politische Engagement der Studierenden und unterstützt dies regelmässig. Zudem möchte sie Raum für einen ausgewogenen, konstruktiven Diskurs schaffen, der auch kontrovers sein darf. Sie hat deshalb Studierende und Mitarbeitende per E-Mail dazu aufgerufen, Veranstaltungen zu diesem Thema zu initiieren, um ihre Sicht auf den Nahostkonflikt einzubringen – im Sinne einer offenen und differenzierten Debatte auf der Grundlage gegenseitigen Respekts. Mit der Plattform «Dialograum UZH» bietet die UZH seit 2024 den infrastrukturellen Rahmen für aktuelle Themen und gesellschaftliche Diskussionen und fördert den Diskurs zwischen UZH-Angehörigen und der Öffentlichkeit – sowohl zum Nahostkonflikt wie auch zu weiteren Themen.»



«Gaza bleibt mein Zuhause»

Mit zehn Jahren musste sie ihre Heimat zum ersten Mal verlassen. 17 Jahre später studiert sie in Genf und möchte auf palästinensische Geschichten, Erfahrungen und Leiden aufmerksam machen.

Jan Stampfi (Interview) und Alexandre Bourquin (Foto)

Kholoud, du bist in der Al-Nasser-Nachbarschaft in Gaza-Stadt aufgewachsen. Woran erinnerst du dich am liebsten?

An das Meer. Ich konnte es von meinem Fenster aus sehen. Egal ob ich traurig war oder Spass haben wollte, dort war ich geborgen. Im Sommer gingen wir jeden Freitag als Familie dort schwimmen und grillen. In Gaza gibt es die Tradition, dass man eine Wassermelone im Sand verbuddelt, um sie kühl zu halten. Am Ende des Tages können die Kinder dann Schatzsuche spielen, das war immer sehr lustig.

Du musstest seit deiner Kindheit bereits mehrfach fliehen. Wie hast du das erlebt?

Meine erste Flucht war im Jahr 2008, da war ich 10 Jahre alt. Es ging alles so schnell, die Flugzeuge, die Angst in den Augen, meine Mutter, die uns versuchte zu beruhigen. Ich konnte das alles nicht einordnen. Seit Beginn des Genozids musste ich bereits elfmal innerhalb von Gaza fliehen. Als wir am 11. Oktober 2023 unser Zuhause verlassen mussten, hoffte ich, nach kurzer Zeit wieder zurückzukehren und habe deshalb nur das Nötigste eingepackt. Eines Tages wollte ich zurück, um wenigstens eine Erinnerung mitzubringen. Von unserem Zuhause war nichts mehr übrig ausser Asche und Staub.

Hat sich dein Konzept von «Zuhause» durch deine Fluchterfahrungen geändert?

Zu diesem Zeitpunkt unterbricht sie das Interview: Ein Notfall ihrer kleinen Schwester.

Früher war Zuhause für mich ein physischer Ort. Jetzt fühlt sich jeder Ort, der mich willkommen heissen hat, wie Zuhause an. Ich fühle mich verbunden zu allen Menschen, die mir Schutz vor den Bomben gaben. Meine Familie lebt jetzt in einem Zelt, aber selbst in dieser schlimmen Situation erschaffen sie schöne Erinnerungen und Sinn. Zwei Tage nachdem sie das Zelt aufgebaut hatten, haben sie ein Fest gefeiert! Es war der Geburtstag meines Bruders und meine Schwester hatte erfolgreich ihre Bachelor-Arbeit verteidigt. Unser Leiden hat mir beigebracht, die kleinsten Dinge unglaublich zu schätzen: Einen Wasserhahn, einen Esstisch, ein Zimmer, ein Bett, Privatsphäre. Erst jetzt sehe ich die Bedeutung in jedem Detail. Im aktuellen Genozid wird versucht, alles zu löschen. Das Ausleben unserer Kultur ist für uns somit zentral, um in den dunkelsten Zeiten Momente des Glücks zu finden. Natürlich bleibt mir auch die Verbundenheit zu meiner Heimat. Gaza wird sich immer nach Zuhause anfühlen. Dort gehören wir hin.

Wie muss man sich das vorstellen: Studieren in einem Genozid?

Mittlerweile sind alle Universitäten zerstört, 95% der Schulen liegen in Trümmern. Der Unterricht fiel nach den Angriffen vom 7. Oktober schlagartig aus. Am Anfang war die Bombardierung so intensiv, dass niemand an Bildung denken konnte. Nach dieser ersten Periode hatte es das IDF auf einflussreiche Universitäten und Professor*innen abgesehen. Auch unsere Bibliothek wurde vollständig verbrannt. Die Angriffe sind ein Versuch, unsere Identität und Bildung auszulöschen. Dieses Vorgehen wird «Scholasticide» genannt. Die wissenschaftliche Dokumentation von solchen Kriegsverbrechen und solchem Leid ist enorm wichtig, um Ungerechtigkeit anerkennen zu können und diese irgendwann als Gesellschaft zu verarbeiten. Wir mussten uns an Hoffnung klammern, immer weiter lernen, unterrichten und inmitten von Ruinen träumen. Heute findet Unterricht online oder in Zelten statt. Das funktioniert, auch wenn es hart ist. Der Zugang zu Strom und Internet ist sehr limitiert. Die Hälfte der Studierenden und unzählige Professor*innen sind tot.

Deine Familie lebt immer noch in Gaza, wie hast du dich für die Flucht entschieden?

Vor Beginn des Genozids war ich neben der Uni Lehrerin und gab Englischkurse. Nachdem ich mehr als ein Jahr lang nichts getan hatte, als um mein Überleben zu kämpfen, musste ich wieder etwas Sinnstiftendes tun. Durch den Verlust meiner Liebsten, meinen Büchern, meinem Zuhause, die Liste geht ewig weiter, durchlebte ich so vielen Phasen von Trauer gleichzeitig, dass mein Kopf völlig leergefegt war. Ich konnte kaum noch einen Satz formulieren, also musste ich etwas ändern.

Und wie kamst du in die Schweiz?

Dass ich einmal hier sein werde, hätte ich nie gedacht. Bisher hatte ich Gaza nie verlassen, hatte nie gewagt, ausserhalb der Grenze zu träumen. Gaza ist wie ein Käfi, du träumst nur in ihm. Erst meine Freundin Julie, die in der Schweiz lebt und in der Organisation «Alama» engagiert ist, hat mich auf die Idee gebracht, hierher zu kommen. Ohne die unermüdliche Hilfe von ihrer Seite wäre die Ausreise nie möglich gewesen. Auch meine Sprachkenntnisse spielten tatsächlich eine zentrale Rolle im ganzen Prozess. Ich hatte an der Al-Quds Open University in Gaza Englische Sprache und Literatur studiert. Nur dadurch lernte ich Julie kennen, die mich bei der Flucht unterstützte.

Nun lebst du in einem sicheren Land, dass gleichzeitig Komplize im anhaltenden Genozid ist.

Für mich ist es sehr schmerzhaft, dass das Land, in dem ich Sicherheit gefunden habe, auch zum Leiden meiner Familie beiträgt. Ich versuche mich aber auch hier auf das Positive zu fokussieren. Es gibt so viele Menschen, die sich betroffen fühlen, handeln und eine Veränderung wollen. Das dauert eben, es sind ja nicht einzelne Menschen, die diese schreckliche Situation verantworten, sondern es ist ein ganzes System. Trotzdem, der Schmerz und die Wut in meinem Herzen verblasen nicht. Ich versuche aber, diese Emotionen in etwas Gutes, in Entschlossenheit und Solidarität zu verwandeln. Ich will, dass alle Menschen als Menschen gesehen werden, nicht als Nummern. Dafür kämpfe ich, je härter es wird, desto stärker.

Wie wird die Solidaritätsbewegung in Gaza selbst wahrgenommen?

Im ersten Jahr kaum. Doch mit der Zeit bekamen die Palästinenser*innen mehr davon mit. Das gab uns Hoffnung. Die Solidarität zu sehen, gab uns das Gefühl, nicht vergessen zu werden und dass unser Schmerz geteilt wird. Es hat uns daran erinnert, dass Gerechtigkeit immer noch eine Stimme hat.

Hoffst du darauf, mit deinem Studium auch diese «Stimme der Gerechtigkeit» zu übersetzen?

Das ist eines meiner grössten Ziele. Sprache hat die Fähigkeit, Herzen zu verbinden und zu heilen. Ich habe bereits mitgeholfen, ein Kinderbuch über palästinensische Kinder zu übersetzen. Ich hoffe, dass Menschen unsere Leben so sehen können, wie wir es erleben, nicht nur durch Schlagzeilen. Ich versuche, kleine Details zu erzählen, die uns endlich wieder menschlich erscheinen lassen. Auch wir Palästinenser*innen sind schwache, fragile und emotionale Wesen, so wie alle Menschen.



Die Organisation Alama hat Kholoud bei der Flucht geholfen: <https://en.alama.ch/donate>



Seit ihrer Flucht lebt Kholoud nun in Genf und möchte ihrer Community helfen.



**MACH MIT
UNS DIE
WELT EIN
STÜCKCHEN
BESSER.**



**EIN JOB, DER SPASS MACHT UND EIN FAIRER LOHN.
WIR BIETEN BEIDES.**

Wesser
und Partner

FROM CAMPUS TO GLOBAL IMPACT

Start your consulting career with BCG.



Curious? Check out our exciting career opportunities and events!

Beyond is
where we begin.

BCG

Wut fühlen gegen Bezahlung

In einem neuen Rageroom kann man seiner Wut freien Lauf lassen. Das Angebot wird rege genutzt. Wer zahlt so viel Geld, um alles zerschlagen zu dürfen? Unser Autor hat es ausprobiert.

Ursin Künzi (Text) und Mara Schneider (Foto)

Ich stehe in einer unterirdischen Lagerhalle inmitten des Industrieviertels in Schlieren. Der Raum ist spärlich beleuchtet, zu zwei Dritteln gefüllt mit Regalen voller alter Elektrogeräte: Vergilbte iMacs, Plattenspieler, futuristische Staubsauger. Zwei Räume verstecken sich hinter einer improvisierten Minibar in der einen Ecke. Aus einem davon ist ein Mix aus Heavy Metal, wütender Schreie, Glasgeklirre und dumpfen Schlägen zu vernehmen – das Innenleben einer der zwei Rage Rooms.

Ein Rage Room ist ein Raum, in dem man, entweder aus Spass oder Ventil, Gegenstände zerstören kann. Seit wenigen Jahren eröffnen in der Schweiz immer mehr solcher Räume. Das «Gamjo Rageroom» bietet zwei Räume mit unterschiedlichen Themen an: «The Tunnel» und «The Bar». Ich habe mich für Letzteren entschieden. Gekleidet in Schutzanzug, sowie -brille, -maske, Schienbeinschoner und Handschuhe, bewaffne ich mich mit einem mir bereitgestellten Baseballschläger und einem Brecheisen.

Emotionen regulieren

Im Raum angekommen, schliesst einer der Mitarbeitenden die Türe hinter mir. An eine Bar erinnert der Raum nicht wirklich: Auf Holzpaletten und Blechfässern stehen Gläser, ein Bildschirm und ein PC. Ich beginne drauflos zu schlagen. Die Scherben flie en, das Brecheisen hakt sich in den Bildschirm und mein ewiger Wunsch, mal ein Glas absichtlich mit voller Wucht gegen eine Wand zu werfen, erfüllt sich. Das Gefühl ist befremdlich, doch der Spass, einfach zu zerstören, zeichnet mir dennoch ein Grinsen ins Gesicht. Rund 45 Minuten später ziehe ich schweissgebadet meine Schutzkleidung aus. Zwei Frauen treten strahlend aus dem anderen Raum. Ein konkreter Anlass habe sie nicht hierher geführt. «Ich habe ein Video gesehen und dachte, ich fühle viele Dinge im Alltag – nur Wut irgendwie nicht», erzählt eine von ihnen. Leon Ruckstuhl, ein Mitarbeiter, kommt schnell darauf zu sprechen, dass 70% – 80% der Besucher*innen weiblich gelesen werden.

Bei der Eröffnung vor rund fünf Monaten habe sie das überrascht. Er erklärt es sich mittlerweile dadurch, dass weiblich sozialisierte Menschen im Alltag ihre Wut oft unterdrücken, während Männer eher mal in eine Wand boxen würden. Auch beim Akt der Zerstörung selbst würde es einen Unterschied

zwischen Frauen und Männern geben: «Frauen gehen systematischer vor, Männer mehr wie ein Tornado», meint Ruckstuhl. Zudem würden Frauen Dinge bevorzugen, die brechen und Männer eher schwere Dinge wie Drucker, auf die sie für längere Zeit draufhauen können. Grundsätzlich zieht das Angebot jedoch Menschen aus allen Lebensphasen an: Von Senior*innen über ETH-Student*innen bis zu Eltern mit ihren Kindern. Insbesondere Personen, die beruflich eng mit Menschen zusammenarbeiten, scheinen einen Gefallen am Angebot gefunden zu haben. Ruckstuhl ergänzt, dass man den meisten Besucher*innen schnell anmerken würde, wenn sie aus einem bestimmten Grund da sind: «Oftmals merke

ich bei der Begrüssung der Gäste schon, dass etwas nicht stimmt. Dann sind sie meist sehr ruhig oder ich merke, dass sie mir nicht richtig zuhören und nur darauf warten, endlich in den Raum gelassen zu werden». Verlust scheint diese Art der Kundschaft häufig zu vereinen – sei es eine Trennung, eine Kündigung oder der Tod einer nahestehenden Person. Der Umgang mit emotional geladenen Situationen und Menschen sei auch nicht immer ganz einfach.

Ein teurer Spass

«Einmal hatten wir eine Familie hier, deren Sohn kürzlich verstorben war. Sie haben dann im Raum auch Dinge zerstört, die sie eigentlich nicht hätten zerstören dürfen. Doch in solchen Situationen fällt es mir schwer, etwas zu sagen.», erzählt Ruckstuhl. Umso schöner sei es dann zu sehen, dass die Menschen erleichterter die Räume wieder verlassen. Mir wird während unseres Gesprächs zunehmend klar, dass der Besuch für viele sehr persönlich ist. So wird den Besucher*innen beispielsweise eine Musikbox mit in den Raum gegeben. Dabei würde jegliche Art von Musik



Gläser, Computer, Drucker: Im Rageroom kann alles kaputt geschlagen werden.

gehört. «Eine Gruppe Frauen hat auch mal die ganzen 30 Minuten lang Sprachmemos abspielen lassen – danach hassten wir alle Maxim», sagt Ruckstuhl.

Um die Erfahrung noch persönlicher zu gestalten, kann man für einen Aufpreis von zehn Franken eigene Gegenstände mitbringen. Dabei würden oft Andenken oder Bilder von Ex-Freund*Innen oder des Chefs mitgebracht werden. Doch nicht alle würden den Raum benutzen, um unterdrückte Gefühle ausleben zu können. Viele der Besucher*Innen verstehen das Erlebnis als reine Freizeitaktivität – etwa wie einen Escape Room. 68 Franken kostet der Spass, wenn man sich allein austoben möchte. Bei der Gruppentherapie mit bis zu vier Personen, zahlt jede*r 45 Franken.

Der Besuch hinterlässt ambivalente Gefühle. Einerseits scheint es den Besucher*innen zu helfen, aufgestaute Emotionen in einer kontrollierten Umgebung, frei von gesellschaftlichen Zwängen, rauslassen zu können. Andererseits wirkt es absurd, dafür zu zahlen, Wut fühlen zu dürfen – insbesondere, wenn Männer sie oft auf Kosten anderer im Alltag ausleben.

Impressum

ZS Zürcher Studierendenzzeitung

Ausgabe 5/2025, 103. Jahrgang
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich und anderen Schweizer Hochschulen verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Verlag: Medienverein ZS,
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2
Geschäftsleitung: Jan Bolliger, Leah Süss
jan.bolliger@medienverein.ch,
leah.suess@medienverein.ch

Auflage : 29'166 (WEMF 2025),
30'000 (Druckauflage)

Druck
merkurmedien ag
Gaswerkstrasse 56,
4901 Langenthal

Redaktion
Andri Gigerl, Debora Baumann [deb]
Gena Astner, Mantra Kumar [man]
Bildredaktion: Mara Schneider [mas]
Redaktionsleitung: Giorgio Dridi,
Liv Robert, Lucie Reisinger [luc],
Adresse: Redaktion ZS, Rämistrasse 62,
8001 Zürich
E-Mail: redaktion@zsonline.ch
Cover und Aufschlag: Mara Schneider

Mitarbeit

Texte: Ana Tereza Schiemer, Anahí Frank,
Enrico Zurbuchen, Florin Kohler,
Hannah Weissgerber, Jan Stampfi
Jacquelin Voegeli, Julia Plattner
Lena Silbermann, Leonard Kalberer,
Leon Spillmann, Lynn Reichel,
Philipp Fellner, Ursin Künzi
Bilder und Illustrationen:
Adam Burri, Alexander Bourquin, Debora
Baumann, Enrico Zurbuchen, Esteban
Neugebauer, Leonard Kalberer, Lena
Silbermann, Liv Robert, Lucie Reisinger,
Lynn Reichel, Max Orban, Mara Schneider
Piktogramme: Marin Stojanovic
Korrektorat: Marco Neuhaus
Gestaltungskonzept: Abhash Mittal

Laufschrift: Gaisyr (Dinamo)

Website: www.zsonline.ch

Instagram: @zuercherstudierendenzzeitung

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47, 5600 Lenzburg
www.2047.agency · 076 441 08 00
timothy.walder@zsonline.ch
Inserateschluss 5/25: 24.10.2025

Produktionssong #5/25
schÜch – Beso

FSC
LOGO
Platzhalter

Fussball ohne Schiedsrichter*in

Im Zuge der 68er-Bewegung wurde in Zürich die Alternativliga gegründet. Was unterscheidet sie vom konventionellen Fussball? Eine Geschichte vom Spiel am Hardhof.

Leonard Kalberer (Text und Foto)

Erneut versuchen wir das Aufbau-spiel über Links. Als der Ball zu mir kommt stochert ein Gegner dazwischen. Ich treffe den Ball und gleichzeitig seinen Fuss. Ohne zu zögern ruft er: «Foul!» Nicht ganz einverstanden, schnappe ich mir refl x-artig den Ball, um ihn nach kurzer Besinnung wieder loszulassen. «Den Ball habe ich aber auch getroffen», versuche ich mich zu erklären. «Ja, aber zuerst meinen Fuss», entgegnet er. Kurz möchte ich mich wehren, doch ich besinne mich eines besseren. «Okay, wenn du das so siehst, dann gebe ich dir das Foul», antworte ich und spiele ihm den Ball zu. Handschlag, freundliches Zunicken – weiter geht's.

Fussball ohne Schiedsrichter*in? Ohne Gehässigkeiten und mit fairem Austausch? Klingt utopisch, ist aber Realität auf dem Hardhof in Zürich. Die Alternativliga, die älteste alternative Fussballliga im deutschsprachigen Raum, trägt dort seit 1977 ihre Spiele aus. Gegründet wurde sie von «links-radikalen Idealisten» um Giorgio Bellini und Koni Frei. Letzterer hatte 1976 die Idee, eine Fussballmeisterschaft unter Zürchs Linken zu veranstalten, um die zersplitterte Bewegung wieder zu vereinen.

Kapitalismuskritik im Vordergrund

Wie der Regisseur Christoph Kohler in seinem Dokumentarfilm «Tor für die Revolution» zeigt, traf Frei mit seiner Idee den Nerv der Zeit. Fussballspielen war damals unter Linken verpönt, aber die 68er-Bewegung neigte sich zu Ende, und es brauchte neue Formen des Zusammenhaltens. Da die Stadt Zürich 1976 beschloss, dass nur Vereine mit mindestens 20 Mitgliedern Sportplätze buchen dürfen, gründeten die Aktivist*innen den Fortschrittlichen Schweizer Fussballverband (FSFV). Seither organisiert das Zentralkomitee (ZK) die Alternativliga.

Es wurden klare Regeln ausgearbeitet. Auch auf dem Fussballplatz sollten Kapitalismuskritik und Basisdemokratie im Vordergrund stehen. So wurden Nockenschuhe, einheitliche Trikots und Schiedsrichter*innen verboten. Männer und Frauen spielten in gleichen Teams, und es gab sogar das Recht zum Sitzstreik: Wenn das Gewinnen zu sehr in den Vordergrund rückte, konnte man eine Diskussion im Mittelkreis verlangen. Mit diesem Regelwerk grenzte man sich klar gegen den «klassischen» Schweizerischen Fussballverband (SFV) ab.

Es entstanden verschiedene Teams mit Namen wie «Rotwyfahne», «SKK Clandestin» oder «Zündstoff ebellen». So eine «exotische» Bande war der Stadtpolizei Zürich nicht geheuer. Sie verlangte Mit-

gliederlisten vom Sportamt Zürich und sammelte Daten für den Fichenskandal. Jahre später entschuldigte sich das Sportamt beim FSFV. Anfänglich bestand die Alternativliga aus 20 Teams, von 150 Mitgliedern waren 30 davon Frauen. Doch mit der Zeit wurde klar, dass Ehrgeiz und Siegeswille womöglich doch eher dem Sport als dem Kapitalismus geschuldet waren.

Eine moderatere Variante

Fussball wurde wieder mehr zu einer «Machogeschichte», erklärt ein Protagonist im Film von Kohler. Immer weniger Frauen kamen zum Einsatz und hitzige Diskussionen lagen an der Tagesordnung. Es kristallisierte sich die Gretchenfrage für die Alternativliga heraus: Wollte man «richtigen» Fussball spielen oder sich den Frauen anpassen? Die Mitglieder konnten diese Frage nicht eindeutig beantworten, und es kam immer wieder zu Austritten.

Ende der 80er-Jahre spielten noch elf Teams in der Alternativliga. Ein Neuanfang war nötig. Unter Präsident Hansueli Breitenmoser kam es zu einer Modernisierung der Liga. 1991 gleicht das Zentralkomitee das Regelwerk an das des SFV an: Schiedsrichter*innen und «Töggelische» waren erlaubt. 1999 kam eine eigene für Fintas dazu. Die Alternativliga bekam wieder Zuwachs, beschleunigt durch den Einstieg von Clubbesitzer*innen und Szenekneipen. Laut Mämä Sykora, von 1998 bis 2012 Präsident des FSFV, war die Alternativliga damals der «Place to be» in Zürich.

Bis zu 1000 Leute kamen zu Saisonöffnungen. Über die damalige politische Lage sagte Sykora: «Es war eher eine politisch linke Klientel, die dort Fussball spielte, doch wir hatten auch FDP-Politiker im Team.» Für viele war es eine Erleichterung, dass nicht mehr jede Entscheidung im Plenum diskutiert werden musste. Der gegenseitige Respekt und Fairplay gehörten aber nach wie vor zum Kodex und sind Erkennungszeichen der Alternativliga. Corsin Zander, mein Mitspieler bei «Zwietracht Turicum», rutschte 2015 über Freunde ins ZK und übernahm 2018 die Funktion des Sekretärs. Bei seinem Einstieg in die Alternativliga 2010 wurden ihm diese Werte vermittelt und vorgelebt. Doch mit der Zeit wurde die Alternativliga wieder kompetitiver und das Niveau immer besser. Vielen neuen Teams waren die alten Ideale nicht mehr so präsent. Es ging vor allem um den Fussball. «Grundsätzlich begrüsse ich diese Entwicklung, da es auch mehr Spass macht», sagt Zander, «doch steigt das Niveau, geraten auch Werte wie freundschaftliches Zusammenspielen unter

Druck.» Damit beschäftigt sich auch das heutige Co-Präsidium der Alternativliga, bestehend aus Nadja Zimmermann und Kimbal Siegrist. Der sportliche Fokus überwiegt, doch vom FIFA-Kommerz will man sich nach wie vor klar abgrenzen. Während der Covid-Pandemie wurden Schiedsrichter*innen wieder abgeschafft. In der Männerliga gibt es zudem eine Fairplay-Wertung, die bei gleichem Punktestand über die Klassifizierung entscheidet. Laut Siegrist, der beim Rekordmeister «Aurora» spielt, hat sich das politische Profil des alternativen Fussballs über die Jahre abgeschwächt.

Dies wurde während der WM in Katar 2022 wieder offensichtlich. Es kamen Fragen auf, wie sich die Alternativliga dazu positioniert. «Nadja und ich wollten eine Grundlage erarbeiten. Es steckt eine grosse Geschichte hinter der Alternativliga und wir wollten diese wieder

rung erlebt, somit kommt man schon politisch geprägt in die Alternativliga», ergänzt Zimmermann. Die Liga geht auch in anderen Bereichen voran. So verzichteten die Finta-Teams schon vor den Männern auf Schiedsrichter*innen. Der Fairplaypreis existiert in der Liga nicht mehr, da sich alle als gleich fair ansehen. «Wir sind aber auch kleiner und übersichtlicher», gesteht Zimmermann. Momentan besteht die Liga aus 14 Teams.

Unser Spiel gegen «Sporting Morgenstern» endete mit 0:0. Ein seltenes Resultat in der meist torreichen Alternativliga. Verregnet und humpelnd, doch mit einem Lächeln auf dem Gesicht treffen wir uns beim Hardhof-Kiosk. Bei einem Powerade oder Bier wird nochmals den verpassten Torchancen nachgetrauert. Der Spass an diesem oft gescholtenen, doch so tollen Sport rückt in den Vordergrund. Ganz



Auf dem Hardhof in Zürich spielen heute 14 Teams gegeneinander.

ersichtlicher machen», erklärt Siegrist. Dabei dient die Liga der Fintas als Vorbild. Zander empfand deren «Groove» achtsamer und zukunftsorientierter als bei den Männern.

Finta-Liga dient als Vorbild

Zimmermann, die seit 2001 beim Frauenteam «Zürich United Grrrls» spielt, bestätigt dies: «Ja, eindeutig. Auseinandersetzungen wie bei den Männern sind mittlerweile unvorstellbar bei uns.» Die «Liga», welche zum 20-jährigen Bestehen diesen Namen erhielt, ist offen für alle Geschlechter ausser cis-Männer, welche in der der «Männer-Liga» spielen dürfen. «Als Finta hast du im Fussball schon immer Diskriminie-

nach dem Motto: «Gegner*innen auf dem Platz – Freund*innen in der dritten Halbzeit». Auf die Frage, was nun an der Alternativliga noch politisch ist, erklärt Siegrist: «Es ist für mich intrinsisch politisch, in dieser Liga zu spielen, die sich der Kommerzialisierung und Professionalisierung des Fussballs entzieht. Es ist wirklich fairer, es wird miteinander statt gegeneinander gespielt. Ganz viele Leute spüren und schätzen das.» Auf der Traktandenliste des ZK steht die Ausarbeitung eines Verhaltenskodex. Damit die Alternativliga, in einer zunehmend nach rechts driftenden Welt, auch weiterhin ein Ort bleibt, der sich gegen Diskriminierung einsetzt.



Nordwärts – Obwohl die Sonne kaum durch die Wolken dringt, klebt die Kleidung mittlerweile an mir. An der Sonnencreme hätte ich nicht sparen dürfen, denke ich, als ich den 17 Kilogramm schweren Rucksack endlich absetze.

Alles, was ich in diesen Tagen brauche, trage ich auf dem Rücken. Den Entscheid, die Kamera einzupacken, die gleich viel wiegt wie das Zelt, bereue ich aber nicht. Bereits seit vier Tagen wandern wir zu zweit durch die norwegische Landschaft. Die Baumgrenze haben wir längst hinter uns

gelassen. Tiefe Pflanzen wie Moos, Flechten, Kräuter und Gräser aus zahlreichen Grüntönen zieren die Hardangervidda, die flächenmässig grösste Hochebene Europas. Hier sind wir zwei kleine Menschen in einer endlosen Weite. Berge sind in der Ferne noch zu erkennen, doch täuscht deren Nähe. Ebenso glitzern Seen und Bäche. Viele Kilometer nehmen wir uns nicht vor, zu verlockend ist die Umgebung, um anzuhalten und sich in ihr auszuruhen. Auf Steinen machen wir es uns bequem, holen Gaskocher und Pfanne hervor, füllen sie mit Wasser, das wir

bereits unterwegs haben filtern können. Es gibt Spaghetti an Tomatensauce, gewürzt mit Pfeffer und Salz. Das etwas fade Essen wird durch den Anblick der Natur abgeschmeckt. Doch so schön die Natur anzusehen ist, erinnert uns der Boden, der uneben und stachelig ist, daran, hier nicht auch die Nacht verbringen zu können.

Der Wind wird stärker und scheint uns ebenfalls aufscheuchen zu wollen. Wir verstauen unser Zeug, buckeln unsere Rucksäcke. Ein letzter Blick zurück, dann geht's weiter. Wir haben kein Ziel. Doch wir müs-

sen so lange wandern, bis die Natur uns einen geeigneten Untergrund für unser Zelt gewährt. Gut zu wissen, dass die Sonne hier nie untergeht. Wir reden und lachen, bis wir uns in unseren eigenen Gedanken verlieren. Und irgendwann scheint das Gepäck auf einmal leichter. Mit der Zeit vergisst man hier draussen, welche Last man eigentlich trägt. In Norwegen sagt man: «Ut på tur, aldri sur!» Hier draussen verstehe ich, was mit diesem Sprichwort gemeint ist.

Mara Schneider (Text und Foto)

Der Türrahmeneffekt

Loslassen – Wenn meine Eltern Freund*innen zum Essen einladen und sich der Abend dem Ende neigte, wurde im Eingangsbereich der Wohnung oder sogar noch im Treppenhaus – über mehrere Treppenstufen hinweg – weiter geredet. Dies konnte noch bis zu einer halben Stunde dauern. Nur selten beschloss man, noch einmal hineinzugehen und sich hinzusetzen. Von meinem Zimmer aus hörte ich sie reden und wusste, dass ich mich nicht beeilen musste, um mich zu verabschieden.

Sie waren sowieso noch eine Weile da. Wie so vieles andere hat das wohl auf mich abgefärbt. Als ich irgendwann meine erste eigene E-Mail hatte, schrieb ich meinen

Freundinnen aus der Schule – und schon bald endete jede Mail mit einem P.S., P.P.S., P.P.P.S. So wurde ich bekannt für meine ausgedehnten Abschiede.

Die Zeit ist begrenzt. Und fühlt sich insbesondere mit Leuten, die man zu wenig sieht und sehr gerne hat, zu begrenzt an. Je mehr man sich dem Abschied nähert, desto begrenzter wird sie. Dies löst bei mir ein widersprüchliches Verhalten aus. Während man das Gespräch eigentlich langsam beenden müsste, à la «Es war schön, dich wieder zu sehen, bis bald!» oder «Ich muss jetzt los, wir sehen uns!» sage ich: «Oh, wusstest du, dass...» oder «Schöne Ferien! Hast du schon Pläne?».

Und schon geht's wieder los. Mir wird langsam zu warm in meiner Jacke und die Tram fährt gleich, aber trotzdem bleibe ich stehen. Ich möchte eben genau nicht gehen, wenn es am Schönsten ist! Im Angesicht des Abschieds schalten mein Kopf und Körper wie kurz vor einer Deadline in den Hochleistungsmodus. Ähnlich wie beim Arbeiten unter Zeitdruck werden Stresshormone produziert, die Sinne werden wacher und die Konzentration steigt. Alles ist intensiver, alles erscheint möglich. So bleibe ich bei Freund*innen, in WG's, bei meinen Eltern und hier auf der Redaktion meistens im Türrahmen stehen. Ein Rahmen, in dem alles möglich ist. Es sind die

Momente des Was-ich-noch-sagen-wollte oder des Was-ich-immer-schon-sagen wollte. Nicht, dass ich immer das letzte Wort haben muss, vielmehr möchte ich dadurch vermeiden, auf dem Nachhauseweg eine elendslange Sprachnachricht zu verfassen – was dennoch häufig passiert

Es ist der Raum dazwischen. Ich bin noch da, aber doch schon fast weg. Ich lade alles ab. Es kommt mir immer mehr in den Sinn. Eine Kaskade an Fragen, Witzen und Anekdoten. Es will gar nicht mehr aufhören. Ich bin keine, die einfach Tschüss sagt. Ich bin eine Langverabschiederin. Dabei spielt es keine Rolle, ob ich die Person am nächsten Tag oder

erst in einem Jahr wiedersehe. Der Türrahmen – eigentlich zwischen Tür und Angel – ist für mich kein Ort des Nebenbei, sondern voller Aufmerksamkeit und Nähe. Hier beginnt das Eigentliche. (luc)



Illustration: Marin Stojanovic

So leicht ist Rechnung



**Aktiviere eBill im Online Banking
in nur 3 Schritten:**

1 Einloggen

Logge dich wie gewohnt ins Online Banking deiner Bank ein.

2 Aktivieren

Wähle in der Navigation «eBill» aus und aktiviere den Service.

3 Auswählen

Nun Kannst du Rechnungssteller auswählen, von denen du Rechnungen via eBill erhalten möchtest.



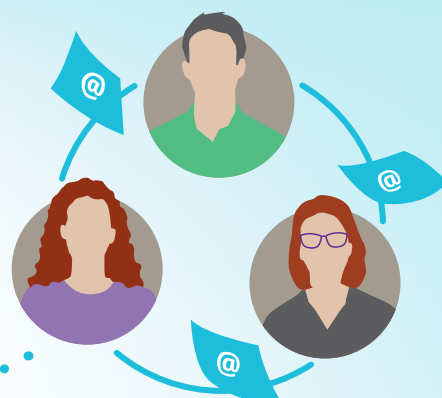
Praktische Funktionen

Mit der Dauerfreigabe kannst du wiederkehrende Rechnungen automatisch bezahlen. Du kannst dich bequem per E-Mail über eingehende Rechnungen informieren lassen. Und mit der Sharing-Funktion kannst du eine andere Person berechtigen, deine Rechnungen zu bewirtschaften.



Deine Vorteile

- Sicher und mit wenigen Klicks Rechnungen bezahlen
- Volle Kontrolle und Übersicht dank automatischer Archivierung
- Weniger Aufwand und nie mehr Referenzen abtippen
- Papierlos und Ressourcen schonend



**Jetzt mehr erfahren auf ebill.ch
oder direkt bei deinem Rechnungssteller**



Frei sein von starrer Struktur

Linus Cart veröffentlicht sein erstes Album «My life feels like retirement». Eine Ode an die Gelassenheit. Für ihn zählt vor allem das gemeinsame Erlebnis mit dem Publikum.

Lena Silbermann (Text und Foto)

Obwohl Linus Cart heute das erste Mal interviewt wird, sitzt er gelassen da und die Worte sprudeln nur so aus ihm heraus. «Einfach noch bisschen Promosachen.» Er verzieht das Gesicht: «Ich hasse das Promozeugs wirklich, ich würde am liebsten nur Musik machen», meint er schmunzelnd.

«Chaotisch, humorvoll, hmm... und blöd», lacht er laut, als er sich selbst beschreibt. Eine Persönlichkeit, die er nicht nur als Linus, sondern auch als Ocartman0 in seiner Musik auslebt. Seine Musik sei befreit von starrer Struktur und klarer Einordnung in eine Stiliste. «Genrebezeichnungen sind immer etwas schwierig», findet er. Auf Konzerten ist seine Musik deshalb manchmal ein bisschen spezieller als das vielleicht Gewohnte, doch genau dieses Anderssein ist das Erlebnis, das Linus anstrebt. Wie auch seine Musik begann vieles andere nicht mit einem strikten Konzept, sondern planlos auf einem Dachboden in Deutschland.

Das gewisse Kribbeln

Im alten Haus seines Vaters, der Klassik und Perkussion studiert hatte, spielte er erstmals das Schlagzeug, «Das war cool», erinnert sich Linus. «Bevor ich ins Gymi gegangen bin, habe ich dann ein wenig Unterricht von Papi bekommen.» Ab da war eine Leidenschaft entfacht, die ihn vom Schlagzeug zur Gitarre und später auch zum Gesang brachte. Für Linus war es immer

wichtig, eigen zu sein. «Menschen wie Childish Gambino inspirieren mich», sagt er. An ihm begeistere ihn die Vielseitigkeit der kreativen Ecken, in welchen er tätig ist: Musiker, Schauspieler, Serien-Mitproduzent. «Nicht nur auf einem Ding unterwegs, sondern verschiedene Skills zu haben, das find ich recht krass.» Als Musiker, Filmstudent und Schauspieler weiss er, dass diese verschiedenen Leidenschaften sich nicht gegenseitig ausschliessen. Ganz im Gegenteil: Sie befeuern einander. «Es macht Spass, alles verbinden zu können», unterstreicht er enthusiastisch.

Einzelne Menschen grüssen den jungen Zürcher im Vorbeigehen. Die Orte und Momente seines alltäglichen Lebens werden oft Teil seiner Songs, erklärt Linus: «S läbe wo passiert.» Teil seines neuen Albums wären diesmal jedoch auch mehr absurde Erzählungen über Sachen und Phänomene, die ihn nerven oder die er einfach schön findet – nach dem Motto «Schnufe, schön, sad». «Man fragt sich schon, ob man das grad machen soll», sagt er und meint damit das Veröffentlichen eigener Projekte in einer Welt, in welcher täglich tausende neuer Sachen publiziert werden. Eine Welt voller Medien, in denen jeden Tag neue Krisen aufzutauchen scheinen, als ob sie einander in einem unendlichen Wettbewerb übertrumpfen wollen. «Oder ob man selber politischer in seiner eigenen Musik sein sollte?», fragt er sich, da Linus Mu-

sik publiziert, die oft eher apolitisch ist. Solche Gedanken hatte er schon öfter. In Zürich schreibe und publiziere er aus einer privilegierten Lage. Somit ist es für ihn eine unaufhaltsame Frage nach der Rechtfertigung der Veröffentlichung seines Tuns in einer Welt voller Dringlichkeiten. Für Linus sind genau solche Fragen und Gedanken schwer auszuweichen und schon gar nicht leicht zu beantworten.

Es soll «meschelen»

Wichtig ist für Linus, dass seine Musik ein Ausdruck seiner Person ist. Das gibt einen tieferen Blick in seine Identität: «Das ist etwas vom Schönsten!», schwärmt Linus. Er setzt sich deshalb gerne mit kreativem Schaffen auseinander, weil dieses Arbeiten Emotionalität tiefer behandelt. «Kennst du das, dieses Kribbeln, wenn es einem den Rücken runterläuft? Das strebe ich an, das fasziniert mich.» Im Zürcher Dialekt würde dies auch als «es meschelet» beschrieben werden.

Viele dieser bleibenden Momente erlebe Linus auf seinen eigenen Konzerten. «Es passiert viel, was man selbst gar nicht versteht, während man auf der Bühne steht.» Die Blicke, die er mit seinen fünf Bandmitgliedern austauscht, seien unbezahlbar, mal weil jemand etwas falsch gespielt hat oder weil jemand aus dem Publikum mit lustigen Schreien Aufmerksamkeit auf sich zieht. «Ich versuche das Ganze auch nicht allzu ernst zu nehmen. Es ist



Linus Cart plant nicht viel, hat aber noch einiges vor.

einfach cool, wenn Leute mit dem Zeug interagieren, das wir machen.» Auch in Zukunft hat Linus noch einiges vor. «Reisen mit der Musik», erzählt er, «Das wäre mein Wunsch, viele Konzerte spielen, viele Orte bereisen, viele Menschen kennenlernen.» Musik ist etwas sehr Verbindendes und das will er in vollen Zügen erleben und fühlen.

Ocartman0, Zürcher Musiker, veröffentlichte im Oktober sein erstes Album «My life feels like retirement». Er studiert Film an der Hochschule Luzern.

Harte Konkurrenz um den weichen Kern

Mit dem Herbstwind weht uns auch ein bekannter Duft in die Nase: Marroni. Jahr für Jahr werden die heissen Knollen herausgereicht, ohne dass wir wissen, was eigentlich innerhalb der grünen Wänden alles abgeht.

Julia Plattner

Ende September ploppen sie grün auf, die Marronihäuschen, und verwandeln Zürich gemeinsam mit dem Nebel in eine Herbst- und Winterstadt. Manche Betreiber*innen stehen seit Jahrzehnten hinter den Bratpfannen, durch die Verkaufsfenster blicken sie auf ihr gerahmtes Stück Zürich, im Winter behaupten sie sich gegen Eiseskälte. Namentlich genannt werden will von den Betreiber*innen, die von ihrer Arbeit erzählen, niemand. Das Misstrauen vor der Konkurrenz scheint gross. In der aktuellen Saison hat die Stadt siebzehn Bewilligungen für Marronistände ausgestellt.

Es ist ein harter Kampf um Kund*innen, welche Anfang Oktober das Angebot testen und dem Siegerstand nicht selten den ganzen Winter lang treu bleiben. Ein Marronibrätler zeigt mir seine geschwärtzten, rissigen Hände, mit denen er jedes einzelne Marroni auf die

Qualität überprüft. Die Kriterien: leicht zu schälen, nussig-süss im Geschmack, ausserdem nicht gummig. Die Verkaufsstandorte sind von der Stadt festgelegt. Jährlich reichen die etablierten Betreiber*innen ein Gesuch bei der Stadtpolizei ein, um wieder verkaufen zu dürfen. Diejenigen, die anstelle eines einfachen Standes das klassische Häuschen besitzen, müssen regelmässig die Baubewilligung erneuern. Damit die Häuschen im Stadtbild auch schön stimmig sind, hat die Stadt das «Modell Zürich» im Angebot – in drei Ausführungen und festgelegtem Grünton. Wer jedoch jetzt noch keine Hausbesitzer*in ist, wird es wahrscheinlich nicht mehr. Fast unmöglich ist es nämlich, neu ins Business einzusteigen. Die Stadt führt eine lange Warteliste von interessierten Personen, von denen sich einige schon vor Jahren eingeschrieben haben. Im Falle eines freier-

enden Standortes werden die Interessenten kontaktiert – aber nur, wenn keine bereits etablierten Verkäufer*innen Anspruch erheben. Somit sind es in Zürich stets wenige Auserwählte, die im Winterhalbjahr die heissen Tüten über die Theke reichen.

Die Marroni, die sie in Zürich verkaufen, stammen aus Wäldern im Tessin und in Italien. Einige Betreiber*innen pflegen direkte Kontakte zu den Anbauquellen, andere beziehen ihre Ware von Zwischenhändler*innen. Die genauen Berufsgeheimnisse und Erfolgsrezepte bleiben aber hinter den Türchen, zu gross ist der Konkurrenzdruck. Auch auf die Frage bezüglich der genauen Miete reagieren die Betreiber*innen mit Distanz. Das Preisgefälle ist erheblich, je nach Lage bezahlt man zwischen 290 und 940 Franken pro Monat. Wie beim Monopoly ist ein Häuschen am Paradeplatz am teuersten. Für die Tüte à

150 Gramm kann man immerhin sieben Franken verlangen. Wenn es Feierabend wird, trotzen die warm duftenden Stände dem Strom von Pendler*innen. Die Hektik habe in den letzten Jahren zugenommen; immer schneller müsse bedient werden und Höflichkeiten blieben aus, erzählen die Verkäufer*innen. Und dann wiederum gäbe es Leute, die zurückkommen, um sich für die feinen Marroni zu bedanken und Kinder, die am Stand «Marrini Marruni Marroni» sängen.

Bis zu zehn Stunden am Tag stehen die Betreiber*innen hinter den Ständen, die meisten haben sieben Tage die Woche geöffnet. Erst, wenn die Saison Ende März vorüber ist, können sich die klammen Hände erholen. Um den Lebensunterhalt bestreiten zu können, arbeiten die Betreiber*innen im Sommerhalbjahr in anderen Berufen. Im Winter lässt es sich von den Marroni leben.

KI-Welten mit echten Gefühlen

Filmmacher Damien Hauser schafft mit seinem dritten Spielfilm ohne Drehbuch den Durchbruch. «Memory Of Princess Mumbi» erzählt Geschichten aus einer anderen Welt.

Lynn Reichel (Text und Foto)

Grosser Applaus erfüllt den Saal des Kinos Frame in Zürich. Das Licht geht an und Damien Hauser tritt aus dem Publikum auf die kleine Bühne vor der Leinwand. Das Publikum steht auf und wird immer lauter. Mit Tränen in den Augen oder vor Freude lachend erheben sich die Leute nach und nach von ihren roten Kinositzen. Damien Hauser lächelt in die Menge. Er scheint berührt zu sein. Der Applaus ist kaum aufzuhalten. Erst als sich der Moderator des Zürcher Filmfestivals räuspert und sich bei Damien bedankt, beruhigt sich die Menge ein wenig. Damien schaut ins Publikum und stellt seinen Film «Memory Of Princess Mumbi» vor. Man merkt ihm an, dass es nicht die erste Bühne ist, die er betritt.

Der Film erscheint in lebendigen Farben und bringt fantasievolle Welten auf die Leinwand. Es geht um den jungen Regisseur und Schauspieler Kuve, der in seinem neuen Projekt die Folgen der Nachkriegszeit in Umata, einem futuristischen Land in Afrika, beleuchten will. In Umata trifft er die schöne Schauspielerin Mumbi, die sich dazu bereit erklärt, in seinem Film mitzuspielen. Im Laufe des Drehs kommen sich die beiden langsam näher. Die Verbindung ist echt und tiefgründig und es entwickelt sich eine Liebesgeschichte. Doch es gibt einen Haken: Mumbi wurde schon einem Prinzen zur Heirat versprochen. Um ihrem Schicksal zu entkommen, fliehen die beiden aus Umata. Doch so einfach geht das nicht.

Ganz grosses Kino

Der Film zeigt eine herzerreissende emotionale Bindung zwischen zwei Menschen, wie man mit Erinnerungen umgeht und wie schön ein Leben sein kann. «Eigentlich kann man den Film erst komplett verstehen, wenn er zu Ende ist», sagt Damien Hauser, der 24-jährige Regisseur, lachend. Vom Filmmachen begeistert ist er schon seit er denken kann. «Als ich klein war, habe ich mit meinen Freunden zusammen viele Filme gedreht.» Alles in seinem Leben dreht sich darum: «Ich denke nur ans Filmen oder wie ich das ausdrücken kann, was in mir ist.»

«Memory Of Princess Mumbi» besteht aus drei verschiedenen Ebenen. Die ersten zwei sind klar und schon von Anfang an ersichtlich. In der dritten wird Damien selbst zum Protagonisten und dreht in der Geschichte gemeinsam mit Kuve einen Film, der den Namen «The Savior» trägt. Diese ungewöhnliche Form und Mehrschichtigkeit des Plots wählt Damien jedoch nicht willkürlich. Es versteckt sich ein Konzept aus Improvisation und festem Drehbuch dahinter. In der Entstehungsphase lässt sich Damien normalerweise lange Zeit.

Er hat meistens eine Eingebung, schreibt dann Beobachtungen auf und verfeinert diese in vielen Schritten. Bei diesem Film war es anders: «Ich hatte kein klassisches Drehbuch, sondern nur einen kleinen Text. Ich war ziemlich faul beim Aufschreiben. Deswegen ist der Film auch sehr raw», so Damien. Das Projekt begann im Jahr 2023. Um den Tod seines Bruders zu verarbeiten, fing er an, das zu tun, was ihm am meisten helfen würde: einen Film drehen. Darin konnte er das darstellen, was ihn beschäftigte. Nach nur einem

Monat Vorbereitung ging es schon los. Der Drehort war Kenia. «Ich habe Familie in Kenia und dort bereits zwei Filme gedreht, deswegen kannte ich schon viele Leute.» Die Leute, mit denen er seine Spielfilme produziert, sind meist Familienmitglieder und haben mit Filmen oder Schauspielern nichts am Hut. Die einzige Person, die Damien vorher noch nicht kannte, war die Schauspielerin Shandra Apondi, die Mumbi verkörpert. Er fand sie auf Instagram. Der Schauspieler des Charakters Kuve, Ibrahim Joseph, war schon bei seiner letzten Produktion der Hauptdarsteller. «Während dem Dreh entwickelte sich eine grosse Vertrautheit, sowie auch Freundschaft im Cast», sagt Damien. «Wir sind manchmal zusammen Feiern gegangen und haben sehr viel Zeit miteinander verbracht.» Beim Drehen ging es Damien nicht darum, sein Konzept vom Film durchzubringen, sondern einen möglichst natürlichen Moment auf der Kamera einzufangen. Deswegen liess er die Schauspieler*innen und auch sich selbst improvisieren. Durch das gute zwischenmenschliche Klima gelang das besonders gut. «Teilweise habe ich einfach Konversationen gefilmt. Zwar waren alle in ihren Rollen, doch sie haben sich einfach treiben lassen und auch viel von sich selbst gezeigt», erzählt er. Nach einer kleinen Pause fügt er schmunzelnd hinzu: «Aber ich wusste natürlich immer, was ich mache.»

Die Schauspieler*innen waren oft mehrere Stunden in ihren Rollen und redeten und agierten miteinander. «Wenn man lange Zeit in einer Rolle bleibt, kann man nicht mehr auf klassische Weise schauspielern oder Szenen wiederholen. Alles wird authentischer und es entstehen echte Interaktionen zwischen den Menschen.» Man merke, dass die Person, die man spielt, eigentlich auch mal auf die Toilette müsste, oder man überlege sich, was sie tun würde, wenn ihr langweilig ist, so Damien. Auf diese Weise entstehen die realen Konversationen, die er selbst nicht aufschreiben könne.

Mehrfachrolle für den Regisseur

Viele Gespräche oder Ideen für die Geschichte kamen also auch von den Schauspieler*innen selbst. Damien war manchmal darüber überrascht, was sie erzählten. «Wegen mir mussten wir oft einen Take beenden, weil ich einfach lauthals lachen musste», sagt er. Besonders ist, dass Damien mit künstlicher Intelligenz gearbeitet hat. Er machte von einer alten Hollywood-Filmtechnik, dem so genannten «Matte Painting» Gebrauch. Dort wird der Hintergrund fest ins Bild gezeichnet und nur der Vordergrund bewegt sich. Damien ging ähnlich vor. Jedoch malte er seine Hintergrundbilder nicht, sondern liess sie



Damien Hauser nach seiner Filmvorführung am Zürcher Filmfestival.

von KI generieren und schuf dadurch magische Welten. «Wenn man kein Budget hat, dann muss man das meiste selbst machen.» Damien ist nicht nur Regisseur, Drehbuchautor, Kameramann und Schauspieler, er schneidet seine Filme auch selbst. Da «Memory Of Princess Mumbi» im Dokumentationsstil gefilmt wurde, bestehen drei Minuten, die man im Film sieht, aus einer Stunde Rohmaterial.

Dementsprechend ging der Prozess des Schneidens sehr lang. Nach drei Monaten hatte er einen ersten Rohschnitt. «Ich habe immer wieder Leute nach Feedback gefragt und dann gemerkt, was noch nicht so funktioniert.» Insgesamt dauerte das Schneiden über eineinhalb Jahre. Die Tontechnik war das Einzige, das er nicht selbst in die Hand nahm. Insgesamt war der Film ein voller Erfolg. Damien konnte an den Filmfestivals von Venedig, Vancouver und Zürich seinen Film «Memory Of Princess Mumbi» präsentieren und ist glücklich mit dem, was dabei herausgekommen ist. Der Film begeistert viele. Was Damien beschäftigt und berührt, fühlen die Menschen, die seine Filme schauen, auch. Man sollte sich den Namen Damien Hauser auf jeden Fall merken, er wird uns sicher noch öfter begegnen.

Damien Hauser ist freischaffender Filmregisseur und dreht Filme seit er sechs Jahre alt ist. Er besuchte die Filmhochschule SAE Institut Zürich.

Über Zürich thronen

Auf dem Hügel Monte Diggelmann überblickt man die Stadt Zürich. Alles scheint unter einem – wehe, wenn es doch auf einmal vor einem steht.

Leon Spillmann (Text) und Max Orban (Foto)

«Ich komme gerne hierher», denke ich auf der Parkbank des Monte Diggelmanns, dem Hügelchen oberhalb des Campus Irchel. Zwischen Kinderwägen, alten Pärchen und unbekümmerten Kiffern schaue ich in die Ferne. Das Buch auf meinem Schoß ist mehr Inszenierung als Interesse. In meinen Ohren dröhnt das Album von OG Keemo: «Mann beisst Hund». Hunde und ihre Besitzer*innen sehen sich beängstigend ähnlich. Ob sie den Hund ausgesucht haben oder der Hund sie? In der Psychologie spricht man vom «mere exposure effect», glaube ich selbstgefällig zu wissen, während sich vor meiner Parkbank zwei Spaziergänger mit Hunden beschnuffeln.

Immer wieder keuchen Polyester-Gestalten in Hocas oder Nikes den Hügel hoch. Jogger*innen zerren ihre Füße auch bei grauem Wetter aus den bodenbeheizten Stuben ihrer Einfamilienhäuser. Wenn nur diese bedrückenden Wolken nicht über der Stadt hängen würden, könnten sie, wenn sie denn die Zeit fänden, von hier oben das «Vrenelisgärtli» sehen. Jener Gipfel, auf dessen Firnfeld die kleine Verena als Strafe ihrer frivolen Versuche von Gott verschneit wurde. Wie tief die Schneehänge des «Vrenelisgärtli» reichten, als ich noch klein war, daran erinnere ich mich nicht mehr.

In meiner Erinnerung hingegen hat sich der Monte Diggelmann nie verändert. Der Hügel meiner Parkbank, auf dem wir im Winter schlitteln waren und im Herbst Drachen steigen liessen. Aber das war nicht immer so. «Verehrte Gemeindeversammlung, ich appelliere an ihre Vernunft», so etwa stelle ich mir den Einstieg von Walter Diggelmanns Rede vor. Seinerzeit wehrte sich der freisinnige Lokalpolitiker und NZZ-Redaktor vehement gegen die Erweiterung der Universität Zürich

in den 1970er-Jahren auf dem Gelände des Irchels. Ohne Erfolg. Die Volksabstimmung zum Bau des Campus auf dem Irchel wurde deutlich angenommen. Allerdings setzte er sich dafür ein, dass dem Irchelpark mit seinen Teichen, Biotopen und Wiesen ein Stück Natur erhalten blieb. So wurde auch der kleine Hügel, der aus dem Aushub der neuen Uni-Gebäude entstand und wo jetzt meine Parkbank steht, nach Walter Diggelmann benannt. Als kleine Ehrwürdigung oder kleines Gespött. Der Monte Diggelmann, der über dem Quartier Oberstrass thront, auf dem sich SUV-Gesichter und Kleinkinder, Studis und Betagte in die Quere kommen.

Wir, die Besitzenden

Nicht anzutreffen sind bis anhin jene, die nicht ins Bild des «Züribergs» passen: Randständige und Menschen aus ökonomisch benachteiligten Schichten. Niemand hat ihnen verboten, hier oben zu sein, auf meiner Parkbank zu sitzen und die Aussicht zu geniessen. Sie kommen schlicht nicht hier hoch. Denn Freizeit muss man sich leisten können. Der «Züriberg» ist wie eine Festung. Wo ein Einfamilienhaus mit 4.5 Zimmern 3.5 Millionen Franken kostet. Wo eine Familie im Durchschnitt 1.75 Millionen steuerbares Vermögen besitzt. Das sollte sich ändern, als die Stadt Zürich beschloss, das ehemalige Senior*innenheim am Fusse des Monte Diggelmanns temporär um-



Schaut auf Zürich herab: der Monte Diggelmann..

zunutzen. Seit etwa zwei Jahren befindet sich dort das Zentrum für stationäre Wohnintegration, eine Anlaufstelle für Randständige. Die Marginalisierten versetzen die biedereren Leute in Angst und Schrecken. Nicht, weil sie die Leute des Züribergs besonders stören würden, sondern weil ihre blossе Anwesenheit, ihr Fremdsein, als Anmassung empfunden wird. So heisst es, «Nöd, dass da no e zweiti Bäckerlag entsteht» oder «Die sötted lieber id Ussequartier».

Unsere Solidarität reicht offensichtlich nicht bis vor unsere Haustür, selbst wenn diese von einem grossen Zaun umgeben ist. Wir Besitzenden können das Elend zwar anstiften, aber sehen können wir das Elend nicht. Doch auch wenn das Züriberg-Selbstbild einen Riss bekommen hat, habe ich heute keine Randständigen auf dem Monte Diggelmann gesehen. Von meiner Parkbank aus wirkt die Stadt so geordnet wie immer.



Kulturelles in Kürze

Künstlerische Intelligenz

Das «Murtenpanorama» ist ein Ölgemälde aus dem Jahr 1894, geschaffen von Louis Braun und 40 weiteren Künstler*innen. Es zeigt die Schlacht bei Murten mit beeindruckenden Massen von zehn mal hundert Metern. Doch das Werk befindet sich heute in einem Depot der Schweizer Armee und ist der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Seine Replik kann man hingegen in der Ausstellung «**Museum of the Future**» sehen. Dank 27'000 Bildaufnahmen lässt sich auf einer Leinwand heranzoomen und selbst kleinste Details genauestens betrachten. Es ist eines von 17 Experimenten, die zeigen, wie mithilfe von künstlicher Intelligenz bisher unzugängliche Objekte zugänglich gemacht werden können. Die Ausstellung ist bis zum 1. Februar 2026 im Museum für Gestaltung in Zürich zu sehen. (mas)

Es herrscht Krieg

Ein Krieg in der Schweiz. Ausgerechnet dafür kehrt die umstrittene Prima-donna **Anna Netrebko** ins Zürcher Opernhaus zurück. In einer Neuinszenierung von Verdis «**La Forza del Destino**» wird man mit Breaking-News-Banner, Landkarten und Drohnenangriffen auf Zürich in eine uns sonst nur aus Nachrichten bekannte Realität versetzt. Im Zentrum steht eine Frau auf der Flucht, die in der Schweiz Schutz sucht. Als 2022 der Krieg in der Ukraine ausbrach, erschien die Fassade des Opernhauses in Gelb und Blau und monatelang wurden ukrainische Flaggen aus Solidarität gehisst. Netrebko wurde aufgrund ihrer fehlenden Distanzierung von Putin ausgeschlossen. Doch nun ist sie wieder da. Manche würden sagen, die Kunst hätte gesiegt und füllt den Saal wieder mit gewaltiger Stimme. Die Ukraineflagge liegt zusammengefoldet im Kostümarchiv. (deb)

Filme von allen, für alle

Eine nachhaltige und gerechte Welt sei möglich. Das ist der Grundgedanke des «**Films for Future**», das Filmfestival in Zürich, das seit über zehn Jahren Menschen mit Visionen zusammenbringen will. Auch diesen November ist es wieder soweit: Bis Ende Monat werden an verschiedenen Standorten 90 sorgfältig kuratierte Dokumentar- und Spielfilme gezeigt. Das Programm ist umfassend. Ob auf Land, im Wasser, in der Luft oder innerhalb den eigenen vier Wände: Überall lässt sich eine bessere Welt schaffen. Unter dem Motto «**Sehen – Verstehen – Tun**» soll ein Raum für und mit allen geschaffen werden. Für Personen mit N-, F- oder S-Aufenthaltsstatus ist die Veranstaltung kostenlos. (deb)

Kann Mann alles haben?

Hier berichtet unsere Sexkolumnistin aus fremden Betten über vertraute Geschehnisse.

Anahí Frank

Performativ? – Der Psychologe gab mir ein Bier aus, bestellte sich selbst einen Apple Martini und redete über Sexismus in der Medizin. Dann drängte er mich an den Rand des Sofas, zwängte seinen Arm hinter meine Schultern und küsste mich, als ich mein Gesicht nicht mehr wegdrehen konnte.

Der Grafi -Design-Student sagte beim ersten Date: «Als bisexueller Mann weiss ich ja, wie Männer sein können!» und «Echt schlimm, dass die grösste Gefahr von Bekannten ausgeht.» Dann «begleitete» er mich gegen meinen ausdrücklichen Willen bis vor meine Haustüre. Der Informatiker lag nackt in meinen Armen und weinte, weil er nach seiner Knie-

OP ein paar Monate kein Fussball spielen durfte. Dann fragte er nach penetrativem Sex, ich sagte Nein, er versuchte es trotzdem und liess erst von mir ab, als ich ihn mit beiden Händen wegstiess.

Männer, die sich so verhalten, haben verstanden, was ich schon lange sage: Feminismus nützt auch Männern. Dank dem Feminismus kriegen sie von mir eine Einladung zum Essen, anregende Diskussionen, ein offenes Ohr für ihre Verletzlichkeit, ausserhehliche Blowjob... Und wenn das nicht reicht – wenn sie doch mal wieder eine Pussy oder ihre Männlichkeit spüren wollen – sind meine Abwehrmechanismen dank Beauvoir-Zitaten und «Deep Talks»

schon so weit heruntergefahren, dass ich mich nur zögerlich gegen ihre Übergriffe wehre. Danach sitze ich mit meinen Freund*innen in der Bar und verfasse eine mehrzeilige Antwort auf «Heyy, treffen wir uns wieder?», um ihnen zu erklären, dass sie übergriffig geworden sind und ich deshalb keine Lust mehr habe. Mit Begriffen aus Büchern über Consent, die sich an Männer richten und die sie anscheinend nicht gelesen haben.

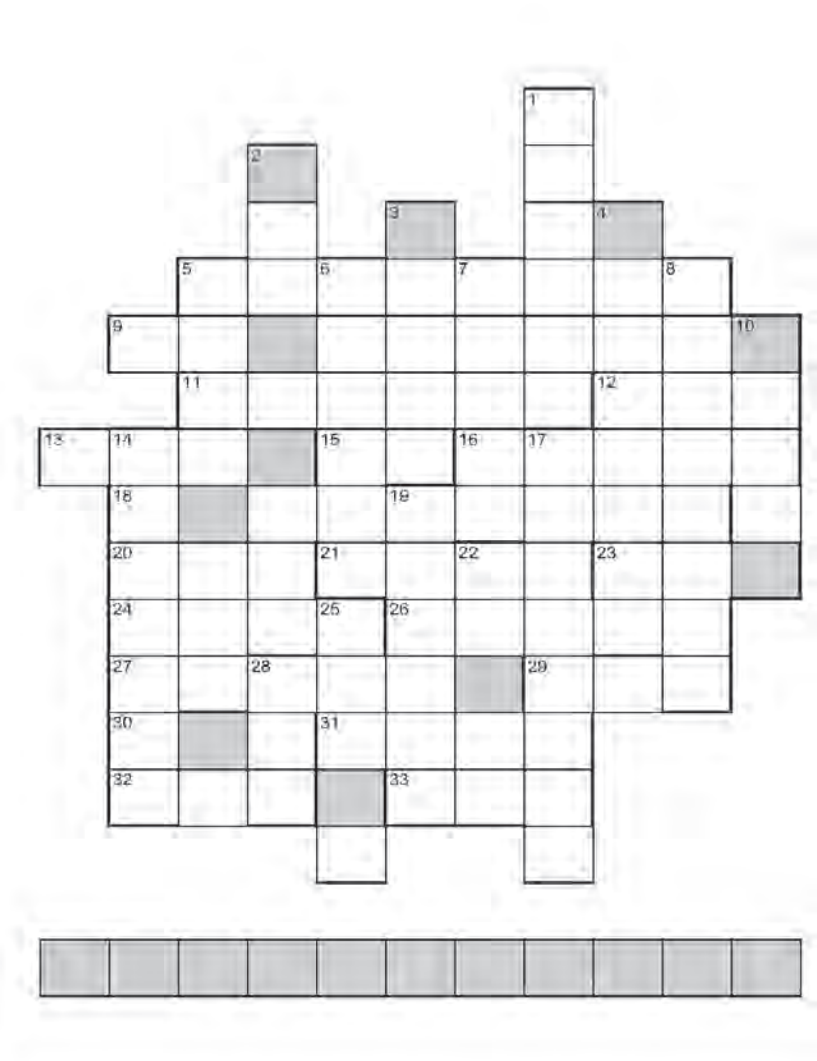
Liebe Männer: Ich will nicht, dass ihr aufhört, die feministischen Errungenschaften zu geniessen. Schlagt euch damit den Bauch voll. Ich erinnere euch nur daran, dass ihr bei dem ganzen Heiss hunger allzu oft eines der

leckersten Stücke vergesst, die das feministische Buffet zu bieten hat: Einvernehmlichen Sex mit gegenseitigem Respekt. Oder wie attraktive Menschen es nennen: Sex.

Illustration: Mara Schneider



Hier rätselt einfallsreich
Ella Eloquentia.



Ä Ö Ü = AE OE UE, J/Y = I

Waagrecht

5 Laut Horoskop hängt eine Red Flag an seinem Stachel 9 Münchens grösster Freiluftexport 11 Gibts in der Dusche und im Glas 12 Corporate-Sprache für: Lass spontan schauen 13 Postpubertierende Früchte sind... 15 In gewissen Kantonen Gymi genannt, kurz 16 Wenn dieser Sänger auftrat, ging ein «Hallelujah» durchs Publikum 18 Singen, wenn man heiser ist 20 War nicht mein Fehler 21 Wer in der Lage ist, ins Tessin zu gehen, sollte in diesem (grossen) baden 23 König Charles der ... 24 Gibts auf Strassen und in Zigaretten 26 Japanische Art, Speisen darzustellen 27 Was versuchen Pick-me-girls klischeehaft zu sein? 29 Bekommt man gerne, sollte man mehr ausgeben 30 Mit diesem Auto zahlst du in Basel mehr Parkgebühren 31 Legende in Belgrad, in Rom ebenfalls 32 Drei Finger hoch! 33 Teil eines Dokortitels in den Wirtschaftswissenschaften

Senkrecht

1 Immer lustig dargestellt, teils ernst gemeint, manchmal persönlich genommen 2 Das kannst du sehen, aber nicht lesen 3 Beschützt Zeusopfer mit allen hundert Augen 4 Wird angebetet, aber so auf Ernst 5 Eine Region in Russland, mit Tippfehler 6 Der Stau nach Delphi musste ja unendlich lang gewesen sein 7 Da liegen alle Würfel gleich 8 Auf diesen freuen sich gewinnorientierte 15-Jährige 10 Eine Hälfte der berühmtesten flitenden Zwillinge Deutschlands 14 Erreichen die Derwische, indem sie sich drehen 17 Wuchs in den 80ern, schrumpfte in den 2000ern 19 Oben-ohne-Auto 22 Bedeutungsschwangere Handbewegungen 25 War erst cool, dann wieder uncool, jetzt wieder cool 28 David kennt keine Vokale und steht zwischen Kassette und Bluray

Sende das Lösungswort bis zum 5. Dezember mit dem Betreff «Rätsel» an redaktion@zsonline.ch. Zu gewinnen gibt es 3x2 Gutscheine für die Kinos Riff aff und Houdini

Lösungswort der letzten Ausgabe: Wortlaut

Waagrecht 4 OHNMACHT 9 STREBER 10 ROT 12 THEORIE 13 GYM 14 BEEF 15 SMS 16 ROM 17 GRIPS 18 ETAGE 20 HOTEL 24 LISA 25 TRIUMVIRAT 27 OTRA 28 DANDY
Senkrecht 1 WAHRHEIT 2 AMBOSS 3 EHRE 4 OTTER 5 NÉE 6 ASS 7 CRISTIANO 8 TOGO 11TIMES 14 BG 16 RAST 19 GA 20 HIOB 21 OUT 22 EVA 23 LID 26 RAD

Belebt, befleckt, beliebt

Café-Bar Kiosk – Wer um zehn Uhr morgens am Röschibachplatz vorbeikommt, erhält eine kleine Vorstellung vom Mann mit der kleinen Rotweinflasche. Warum er sich keine grosse kauft, weiss niemand. Er steht einfach da, zwischen den Ständen des Bauernmarktes, nippt und lächelt. Sobald seine Flasche leer ist, schwingt er seinen Gehstock an der Handschlaufe einmal, zweimal, dreimal um sein Handgelenk und verschwindet dann in Richtung Denner. Manche Dinge will man gar nicht verstehen. Da würde man noch traurig werden. Man beobachtet es einfach, so wie den stillen Wandel dieses Platzes. Kinder sausen auf ihren Tretvelos vorbei, Väter rufen hinterher, halb ärgerlich, halb stolz. Jugendliche holen sich auf dem Heimweg ein Eis, bleiben kurz stehen, beobachten den Mann, der seinen Gehstock wieder um das Handgelenk kreisen lässt. Ältere Damen bestaunen den frisch gebackenen Börek, gefüllt mit Kürbis,

gekauft letzte Woche am Markt. Die rauchenden Studierenden in der Nordbrücke sitzen Schulter an Schulter mit rauchenden Stammgästen des Kiosk Röschibach. Ein Ort der Gegensätze, des Alltäglichen, des Unerwarteten. Doch die Fassaden werden in einem Ton gestrichen, der kleine Bahnhof wurde grau renoviert der Bauer kommt neu mit dem Kartenlesegerät. Ich sehe, wie sich etwas leise über den Platz legt. Bin ich daran schuld? Auf einer Bank überhöre ich, wie ein älterer Herr seinen Freunden erzählt, dass er aus seiner Wohnung geschmissen wird. Er wohnt gleich

um die Ecke. Renovieren und dann eine fast doppelt so hohe Miete sind geplant, die könne er nicht stemmen. Blumenstraus. Er wird wohl ausziehen müssen, wohin ist unklar. Man soll sich doch bitte umhören. So findet man in dieser Stadt eben Wohnungen und Zimmer. Durch andere, durch Zufälle. Wie ich damals. Fast ein Jahr habe ich nach einem Zimmer an meinem Studienort gesucht. Einige Male fragte ich mich, wieso Zürich mich nicht wollte. Endlich durfte ich in die Nähe des Röschibachplatz ziehen. Kreis eins-null. Ich bekam eine Untermiete, war also quasi auf Probe da, und glücklicherweise durfte ich bleiben. Drei Jahre ist das her. Ich wäre nie auf

die Idee gekommen, hierherzuziehen. Und doch habe ich mich in diesen kleinen rundlichen Platz verliebt. Wie kann man auch nicht. Es gibt Dinge, die gelingen, weil andere scheitern. Dieser Platz ist so ein Ding für mich. Belebt, befleckt, eben schön im Unfertigen. Ich hatte hier die beste Baklava ausserhalb der Türkei. Mein Lieblingscroissant finde ich hier. Sträusse, die ich vom Markt trage, bekommen die meisten Komplimente. Der gleiche Strauss, wie auch der Herr nach Hause trug. Vielleicht wohnt er gar nicht mehr hier, kann sich den Strauss nicht mehr kaufen. So sehr mir der Platz gefällt und ich ihn allen zeigen will, hinterlässt der sonst so süsse Duft seit dem überhörten Gespräch einen bitteren Geschmack. Ich bin genau da, wo ich sein will, aber vielleicht nicht sein soll. Trost finde ich am Röschibachplatz, zwischen all den anderen, die auch einfach kurz sitzen bleiben wollen. (deb)



Foto: Debora Baumann